

# Die Gruppierung der Antitrinitarier des 16. Jahrhunderts.

Von Stanislaus von Dunin Borkowski S. J.

## I. Die Umfrage.

Das Bild der Antitrinitarier des 16. Jahrh. wurde bisher falsch entworfen. Man muß es neu formen und zeichnen. Es handelt sich da besonders um die richtige Einfügung der Unitarier, die sich später auch Sozinianer nannten, in die Reihe ihrer Glaubensverwandten. Wir werden eine Umgruppierung vornehmen müssen; denn die bisherige war unwirklich. Auch die Vorgeschichte dieser „Eingottleute“ (ein Gott nämlich, bei dem Wesen gleich Person ist) und die Entwicklung des unitarischen Schrifttums vor Fausto Socini mußten neu geschrieben werden; das Vorhandene war ungenügend. Das ist geschehen im ersten und zweiten Band der Festschrift zum 75jährigen Bestand der „Stella Matutina“ in Feldkirch (1931; I 91—138 und II 103—147). Wir setzen diese Studien hier voraus (vgl. Schol 7 [1932] 97 f.).

Um für die Neugruppierung einen festen Boden zu gewinnen, ist von Adam Pastor auszugehen, weil er der folgerichtigste und unentwegteste Vertreter des beginnenden Unitarismus war. Diesen Mann selbst kann man aber nicht richtig fassen, ohne einiges über die Anfänge der Täufer und über Pastors geistige Ahnherren zu sagen. Damit ist der einzuschlagende Weg umrissen.

Die Ergebnisse der bisherigen Forschung werden vorausgesetzt; wir ergänzen sie; die bekannteren Resultate erwähnen wir nur soweit nötig. — Weder Wotschkes „Geschichte der Reformation in Polen“ (1911) noch Karl Völkers „Kirchengeschichte Polens“ (1930) reichen aus, so unentbehrlich auch beide Werke sind. Wotschkes „Briefwechsel der Schweizer mit den Polen“ (1908) war grundlegend; seine zahlreichen Monographien zur Reformationsgeschichte sind beständig, wenn auch sehr kritisch, zu benutzen. Wir werden aber hier eigene Wege gehen.

## II. Taufgesinnte als Widertrinitarier.

Die Täufer, die in Zürich im Jahre 1522, ihrem eigentlichen Geburtsjahr, auftraten, vereinigten in sich fünf Merk-

male: Sie forderten die Taufe der Erwachsenen; glaubten an unmittelbare prophetische, göttliche Befehle, die alle ihre Taten, welcher Art immer, rechtfertigten; anerkannten außer diesen inneren Führungen Gottes nur die Heiligen Schriften; eiferten um eine Rückkehr zu den apostolischen Zeiten, wie sie es verstanden, zu einer abgetrennten Gemeinde der Heiligen, zu Kindern des Geistes, frei vom Buchstaben, allein auserwählt — und leiteten so eine soziale Revolution ein. Jedes dieser Merkmale, zunächst für sich allein, dann aber auch in Verbindung mit dem einen oder anderen der übrigen Kennzeichen, findet sich bereits im 15. Jahrh. und sogar früher, mehrmals. Eine verhängnisvolle geschichtliche Verwirrung entstand seit dem 16. Jahrh. bis auf neuere Zeiten dadurch, daß man jeden, der die Kindertaufe ablehnte und die Erwachsenentaufe forderte, und gar wenn er in Verbindung damit eine Rückkehr zur apostolischen Einfachheit und Liebe herbeisehnte, zu jenen historischen Täufern rechnete, die von der Schweiz aus sich unglaublich rasch über Deutschland und Böhmen, die Niederlande und Frankreich ausbreiteten; warf man sie aber mit den kommunistisch-anarchistischen Gewalttäufern zusammen, geradezu ein Tummelplatz für Dilettanten, so war das Chaos vollkommen.

Um die Zeit und die Menschen zu verstehen, muß man verschiedene Gruppen nach psychologischen Gesichtspunkten sondern. Menschen wie Heinrich Niclaes und David Joris, zum Teil auch Münzer, waren ganz prophetisch-egozentrisch eingestellt. Schrift, Christentum, Christus selbst beurteilten sie nach ihren seelischen Erlebnissen, für die sie keinerlei Überwachung und Überprüfung duldeten. Glaube und Sittengesetz hatten sich nach ihnen allein zu orientieren.

Ganz anders stellten sich Männer wie Denk, Langermann, Marbeck, Entfelder, Bündlerlin; das innere Wort des Geistes stand bei ihnen allerdings auch an erster Stelle; aber sie beaufsichtigten und überprüften es durch die Heiligen Schriften (so freilich, wie sie ihre Bibel verstanden) und vor allem durch ein anständiges Leben nach christlichen Grundsätzen.

In der Mitte zwischen beiden standen Leute, die man damals Libertiner nannte; aber nur eine Klasse unter ihnen. Sie

setzten an die Stelle des inneren Wortes Vernunftspekulationen über Gott und die Natur, denen sie Schrift und Sittengesetz unterwarfen. Von diesen letzteren aus muß man z. B. Servede verstehen, darf ihn aber ihnen nicht einfach gleichsetzen.

Eine weitere Gruppe ging von einer möglichst wörtlichen Erklärung der Heiligen Schriften aus, unter Ablehnung aller späteren dogmatischen Formulierungen und mit dem Bestreben, womöglich alle philosophischen Erklärungen zu umgehen. Diese Linie führt von Melchior Hofmann über Menno Simons und eine Reihe anderer Taufgesinnten zu Adam Pastor und damit zu den ältesten methodologischen Grundsätzen der Unitarier.

Aber auch vom Antitrinitarismus der zwei hauptsächlichsten Messiasse, Heinrich Nicolaes und David Joris, führen schwach sichtbare Linien zum Lehrgehalt der Unitarier. Man darf sie somit nicht ganz übergehen. Da aber die Forschung über beide ziemlich abgeschlossen ist, genügen wenige Striche.

Bei beiden Männern ist vor allem ein rein seelischer Gegenstand zu berücksichtigen. Weil man ihn bisher ganz nebensächlich behandelte, konnte man den Antitrinitarismus dieser Propheten nicht richtig einreihen. Da sie sich selbst für die letzte Offenbarung Gottes an die Menschen hielten, beurteilten sie Christi Selbstbewußtsein nach ihrem eigenen; seine Vergottung kann nicht wesentlich höher, sie kann höchstens von einer etwas anderen Färbung als die ihre gewesen sein; denn sie selbst verwirklichten ja den Gipfel der alten messianischen Verheißungen. Alles das war weniger bescheiden als pathologisch. Wie sie selbst als Kunde Gottes an die Menschen von Ewigkeit her in Gottes voraussehendem und vorausbestimmendem Wesen gegründet und enthalten waren, so nahm auch Christus an Gottes Wesen teil. Nicht mehr. Während aber Joris, noch weit egozentrischer, sich über Christus erhebt, betont Nicolaes mehr die Rückkehr zum Weltursprung, durch Christi und Herrn Nicolaes' Vermittlung, d. h. das Eingehen zum völligen Einssein des Menschen mit Gott.

Die volle Gleichgültigkeit gegen alle trinitarischen Formeln, die notwendig zur Auflösung des Inhalts führen mußte, das wenigstens war der antitrinitarische Einschlag eines Nicolaes und seiner Gemeinde; von hier strömte denn auch ein negativer Einfluß auf die entstehenden und erstarkenden Unitarier über. Die Erweiterung der Basis der Messianität und des Prophetentums machten aber die „Eingottleute“ nicht mit.

Noch klarer in seinem Antitrinitarismus steht David Joris da. Aber eindeutig war seine Stellung zum Dreifaltigkeitsgeheimnis auch nicht. Schon durch die Verkündigung seiner eigenen Parallelstellung mit Christus löst er das Geheimnis auf. Am Hauptstück des Unitarismus, nur der Vater sei Gott im strengsten Sinne, hält er fest. In manchen Punkten seiner Christuslehre erinnert er lebhaft an Servede. In seinem „T wonder-boeck waer in dat van der Werldt aen versloten gheobenbaert is“ (Ausg. von 1551) spricht er über und gegen die Dreieinigkeit (I 53 A [224], II 2 A [158 ff.], II F [155], II 10 D, II 2 L usw.). So bemerkt er im zehnten Kapitel des 2. Buches (22 A) zu den Worten „Im Anfang war das Wort“: „Hier werden geen andere Personen dan alleen Godt unde sijn Woord, die een dinck sijn, ghenoeemt, mit welcken wy ons vernoeghen unde bevreden sollen...“ An der gleichen Stelle redet Joris auch über den Heiligen Geist unter merkwürdigen Anlehnungen an Servede. So auch im elften Kapitel zur Menschwerdung.

Deutlicher verbreitet sich über die drei Personen das dreizehnte Kapitel (27 B): „Siet, die drye Personen, sijn drye wtgesonderde hooch verkoren Menschen Godes: die tot Hoofden of beghinselen in der Persoon, stadt of plaetse Godes ghedient hebben: Namelijck Moses, Helias, unde Christus: Die selvighe beghindt unde voleyndt alle dinck int rechte wesen. Dat sijn drye Tabernakelen, die alle Goden, nochtan in een, tot een wtghesproocken werden: daer die drye aertsche Vaderen, unde oock die die Hutte Moysi een schoone ghelijckenisse van afschilderen.“ Im folgenden wird aber die Stellung Christi für die Menschheit nach Servet gezeichnet. Christus ist Mittelpunkt, durch ihn allein kommen wir zu Gott. In Kap. XVII ff. wird eine wunderliche Naturlehre skizziert; dann eine Unsumme über Engel, Teufel, den Antichrist, das Weltende und die Seelen (bis Kap. 47 einschl.), lauter wahnwitzig-krankhafte Träumereien; Adam und Eva, Christus, die Kirche, das Wort Gottes usw. erscheinen sodann in buntem Chaos (bis Kap. 60 einschl.). David Joris' ungeheure schriftstellerische Fruchtbarkeit, von Nippold 1863—1864 in noch nicht überholten Artikeln geschildert, heute von Lindeboom in seinen „Stiefkinderen van het Christendom“ (den Haag 1929; 209 ff.) kurz aufgenommen, muß man immer noch an der Anklageschrift messen: „Davidis Georgii Holandi Haeresiarchae vita et doctrina. Quandiu Basileae fuit: tum quid post eius mortem, cum cadavere, libris, ac reliqua eius familia actum sit. Per Rectorem et Academiam Basilien. in gratiam Amplissimi Senatus eius urbis conscripta. Witebergae 1559.“

Wir meinen heute freilich, Senat und Rektor hätten sich sorgsamer um ihre eigenen Angelegenheiten kümmern und die Leiche des „Joannes a Brück“ ruhig in ihrem Grab belassen sollen. Immerhin hat das, was in dieser salbungsvoll-zornigen Schrift (C 6 ff.) über die Lehre Joris' gesagt wird, Quellenwert.

Diese Verwischung der Grenzen zwischen dem Christologisch-Messianischen und dem Phantastisch-Prophetischen, von Joris' Schülern bis zu höchstem fanatischem Wahn übernommen, bildete von einem Blickpunkt aus eine gewisse seelische Vorbereitung für jene Männer, die, an sich religiös nüchtern, aber dogmatisch-kirchlich uninteressiert, das rein Menschliche in Christus hervorhoben und ihn dem Adamssohn möglichst anglichen. Auch hier haben wir eine Stufe zum Unitarismus Adam Pastors. Um aber unmittelbar an ihn heranzukommen, müssen wir noch einige Worte über Melchior Hofmann (auch Hoffmann) vorausschicken. Mit ihm kommen wir immerhin auf eine nüchternere Linie. Was er in seiner „Ordonnantie Gods“ über Christus sagt, konnten mit Ausnahme der Verwandlungstheorie (das Wort in Fleisch verwandelt) und der Rechtfertigungslehre alle Sozinianer unterschreiben. Christus verkündigt seinen Aposteln, daß er „van sijnen Hemelschen Vader, alle Ghewelt, Macht, Craft, Gheest, Ghemoet ende Wille ontfanghen heeft, ende beerft, dat by een Coninck, Vorst ende Hertoch sy, inde Hemel ende opter Aerden“<sup>1</sup>. Er ist der Mund des allerhöchsten Gottes (149), er ist vom Vater zum Herrn über alle Geschöpfe gemacht (ebd.). Von einer Gemeinsamkeit des Wesens mit dem Vater wird im ganzen Buch nicht gesprochen. Hofmanns Lehre ist allerdings streng christozentrisch. An einer Stelle (161) nur spricht er von Gott dem barmherzigen Vater, der sein eigenes, ewiges Wort in dieser Welt in das Fleisch gesandt hat; das Wort hat aber nicht Fleisch angenommen, sondern ist selbst Fleisch und körperlich geworden. Ob dieses Wort vom Vater verschieden war, ob der Sohn Christus erst als Mensch Sohn geworden ist, sagt er nicht. Auch wenn er vom Vater, Sohn und Heiligen Geist spricht (an einer Stelle 150), kann man nichts schließen. Es ist zum Teil die alte Terminologie, der aber ein neuer Sinn unterlegt wird. Am ausführlichsten spricht Hofmann über die Menschwerdung in seiner

---

<sup>1</sup> Melch. Hoffman, Die Ordonnantie Gods, De welke hy, door zijnen Soone Christum Jesum, inghestelt ende bevesticht heeft. — Erster Druck 1530. Nachdruck 1611. — Hier nach dem V. Bd. der Bibliotheca Reformatoria Neerlandica (1909) 145 ff. (obige Stelle 148).

Erklärung des Sendbriefes an die Römer<sup>2</sup>. Hier kommt das Bild vom Tautropfen vor, der in der Muschel zur Perle wird. Im Straßburger Gespräch vertrat er die Ansichten seines Römerbriefes. Christus nahm nicht aus Maria Fleisch und Blut an; er ist „wt Gods mont door den heylyghen geest int lijf Marie ontfangen . . . ende is in haer een lijflick, grijpelic ende sichtbaerlick woordt Gods gheworden“ (Bibl. Ref. N. V 243). Hofmann gebrauchte schon dieselben Vergleiche wie später Menno, die Wortumwandlung zu Fleisch sei so, wie Wasser durch Wunder zu Wein wurde (229). Ganz ausdrücklich lehrte Hofmann, daß in Christus nur eine Natur sei, nicht zwei (227 ff.).

Mehrere holländische Gelehrte haben sich mit Hofmanns Lehrstücken befaßt, W. I. Leendertz, A. Hulshof, F. O. zur Linden (deutsch). Ich glaube, daß man bei objektivem Durchlesen seiner Schriften zur Wahrscheinlichkeit kommt, er habe an keine Präexistenz des Wortes Gottes als Person geglaubt<sup>3</sup>; die Menschwerdung sei für ihn eine Wundertat des einpersönlichen Gottes gewesen, welche die wunderbare Geburt Christi bewirkte. Klar ausgesprochen hat aber Hofmann diese Ansicht nie. Meiner Ansicht nach lehrte Bündlerlin ähnliches. In Hofmanns „Verclaringe van den gevangen ende vrien wil des menschen“ usw. (auch nach einem deutschen Original übersetzt; nur in einem Exemplar der Utrechter Bücherei erhalten; Bibl. Ref. N. V 183—198) steht nichts über die Menschwerdung.

Der Übergang von der Menschwerdungslehre Melchior Hofmanns, Mennos und anderer zur Leugnung der Gottheit Christi vollzog sich sozusagen automatisch. Die Grundidee

<sup>2</sup> Die eedele hoghe ende troostlike sendebrief, den die heylyge Apostel Paulus to den Romeren geschreven heeft, verclaert ende . . . wtgelecht. 1533 o. N. Das einzige Exemplar in der Bibl. der Doopsgez. in Amsterdam. Ausführliche Widerlegung im Büchlein: Die handelinge vander openbaerder disputacie, die ghehouden is . . . te Straesburch, teghen Melchior Hofman, door die predicanten der selver stadt . . . 1538. Es ist dies eine niederländische Übersetzung des von Butzer (1533) herausgegebenen deutschen Werkes, von dem man nur acht Exemplare kennt. Der holl. Text in Bibl. Ref. N. V 219 ff. Die Polemik gegen den Römerbrief 310 ff.

<sup>3</sup> Bullingers Notiz über die Straßburger Disputation Hofmanns (Adversus anabaptistas libri VI, S. 65) beweist das freilich nicht. Auch nicht die Acta der Disputation zu Flensburg . . . Wittenberg 1529. — In Hofmanns „Auslegung der heimlichen Offenbarung Johannis“ (Straßburg 1530; vgl. Bibl. Halens. VII 200) stehen S. B VI und VII zweideutige Sätze. In der Schrift: „Das 2<sup>te</sup> Capitel des Propheten Danielis ausgelegt“ (1526) scheint nichts Antitrinitarisches vorzukommen.

war ja doch die, daß in jedem Fall und unter allen Umständen das Personsein mit der individuellen Natur vollkommen, auch begrifflich, zusammenfalle. So wurde die Doppelnatur innerhalb einer Person in Christus unmöglich. Und wer nicht die magische Verwandlungstheorie der Gottheit in die Menschheit annehmen wollte, kam notwendig zur Ansicht, Christus sei bloßer Mensch.

Aus Hofmann nahm Menno die Verwandlungslehre. Er wollte aber sonst stets die orthodoxe Trinitätslehre festhalten. Seine „Wandlungen“ sind so merkwürdig und verwickelt, daß sie hier keinen Platz finden dürfen. Man müßte eine eigene Abhandlung schreiben, wollte man sich mit Menno's Entwicklung, dem Schrifttum darüber und der Umstellung seiner Jünger, der Mennoniten, auseinandersetzen. Dem Zeitgenossen Adam Pastor galt er als Verteidiger der Trinitätslehre. Dieser Unitarier war von Menno ausgegangen und hat sich später ganz von ihm abgewandt. Seine Bücher und Ansichten sind bei uns so wenig bekannt und berücksichtigt, daß eine eingehende Behandlung nötig erscheint.

### III. Adam Pastor(is).

Den Taufgesinnten Adam Pastor, eigentlich Roelf (Rudolf) Martens, nennt man wohl den „ersten Unitarier“. Unsere Arbeiten in der Feldkircher Festschrift schränken diesen Titel ein. Er war aber zweifellos im 16. Jahrh. einer der konsequentesten Vertreter der Ansicht, der Vater allein sei im strengen Sinne Gott. Fausto Socinis und seines Anhangs Zugeständnisse, Christus sei durch Machtmittelung zu Gott gemacht und deshalb anbetungswürdig, hat eigentlich schon Pastor als unmöglich nachgewiesen. Auf ihn gehen denn auch die Non-Adoranten zurück, die einzig folgerichtigen Unitarier, die Christus nicht anbeten wollten, ein Palaeologus, Davidis, Budny.

An erster Stelle steht ein Buch Pastors: Underscheit tuschen rechte leer unde valsche leer der twistigen articulen, de hyr vor angetekent syn: dorch A. P. Beigefügt ist diesem Büchlein eine titellose Schrift, die der Herausgeber S. Cramer (Bibl. Ref. N. V 361—581) mit Recht „Disputation van der

godtheit des V., S. unde H. G.“ nennt. Nach Pastor (in der Disputation) ist Gottheit und Menschheit verschieden wie Himmel und Erde. So habe sich Christus selbst stets von Gott abgesondert. Aber der Vater ist in ihm und bleibt in ihm, des Vaters Wort, Wille, Gemüt und Sinn, Kraft und Wirksamkeit; auch des Vaters Seligmachung und Versöhnung. Wenn man von Christi Gottheit spricht, so meint man nur das und darf sich nichts anderes darunter denken. Auch Jesus selbst habe nicht höher von sich gedacht (517—519).

Pastor streitet dann mit zahllosen Bibelstellen gegen Menno's „Fundament Boek“. Es gibt einen unsterblichen Gott, den Vater, und einen sterblichen Gott, den Sohn. Das sei Menno's falscher Wahn (Pastor mißverstehet Menno vollkommen). Er widerspricht diesem Satz mit einer Wolke von Texten. Wenn Gott in der Mehrzahl von sich spräche, so ist das nur eine Ausdrucksweise der Bibel (bis 525). Im folgenden wird das ermüdend und zwecklos breit ausgesponnen (525 ff.). Christus ist Gottes Weisheit uns, nicht sich (527). Gewiß sei zu glauben, daß Gottes Wort im Anfang war, bei Gott, und daß das Wort Gott war. „Nu vinde ick nicht yn de gantze Bibelen, dat darinne stat van ein personlick wort, dat nicht einmal gesproken ys, noch inwendich noch uthwendich“ (528). Durch das „Wort“ ist alles gemacht in demselben Sinn wie durch Gottes Sprache „Es werde Licht“. Wort ist Wirksamkeit. So ist es denn klar, daß Gottes „Wort“ stets bei ihm war, „wente Genesis I stat ock nicht, dat Hemmel unnde Erde geworden sy sonder spreken“ (529). Also auch hier die Theorie, die uns so oft begegnet, „Wort“ stehe stets im gleichen, unpersönlichen Sinn. In der Schrift stehe nirgendwo, daß „de Soene den Vader gelyck ewig ys“ (530). Die Schrifttexte werden wunderlich dialektisch umgedeutet (531). So z. B. „Alle dingen synt dorch em, steiht nicht dorch em: sunder. Dorch dat sulve, yn allen uprechten Testamenten..., noemliken, datsulve wort“ (im obigen Sinn) (533). Dann werden von M(enno) eine Menge Gegentexte aufgeführt und von Pastor in recht willkürlicher, jeder strengen Methode baren Exegese widerlegt (533 ff.). „Phil. II stat, gestalt Gades, welcker ys nicht so vele gesecht, als Godt sulven, ock nicht so vele als, he ys even datsulve dat Godt ys... Unde dar sick Christus (yn) ein ander gestalt apenbarde, do was he geen ander Mar. XVI. Do he de gestalt des knechtes an nam, do blef (he) allikewal de Here Phil. II... Alsus gelt das wort gestalt Gades: nicht mehr dan gedaente [Aussehen, Form] off bilnisse Gades“ (537). Wir sollen ja alle „gestaltnisse des belde Gades Genes. I“ sein (537). Wie Engel und Menschen, die ein Teil von Gott sind, nämlich sein Wort und sein Besitz, um dieses Teilseins willen Gott genannt werden, so ähnlich auch Christus (540).

Wie Pastor Schrifttexte zusammenfügt und gegeneinander stellt, sieht man in einem ausnehmend auffälligen Beispiel aus seiner Deutung des

Namens Emmanuel<sup>4</sup>. Auf den Einwand (542), Jesus könne als bloßer Mensch (ein puer mense) mit seinem menschlichen Blut niemand seligmachen oder reinigen, antwortet Pastor merkwürdig sophistisch (a. a. O.): „Wen sal ick hir gelooven? juw off Paulo? Paulus secht, de mense Christus Jesus sy desulve midler, de sick sulven gegeven hefft tho eine vorloesinge vor vele 1 Tim. II. Averst na juwen reden most men seggen, de Godt Christus Jesus.“ — Ganz charakteristisch ist Pastors Erklärung zum Bekenntnis des Apostels Thomas (Ih. XX): „Mein Herr und mein Gott.“ Das sei ja der erste grammatikalische Fall, sagt er; und dieser Nominativ beziehe sich auf die dritte Person, also nicht auf den, zu dem man spricht, sondern auf den, von dem man spricht. Diese köstliche grammatische Spielerei wird so formuliert (544): „Dat Thomas tho Christum sprack, dat ys recht: dar hebbe ick nuwerlde tegen gespraken: Averst dat ick gesecht hebbe, da se nha den Bockstaven up einen anderen (dan de, dar de worde tho gespraken sint) vorstan werden. Unde dewile gy hyr van so grote Sünde maken: so frage ick. Secundum Grammaticam, unde na de Litter, off nha den Bockstaven: ys dat nicht ein dinck. Ich mene, Ja. Is dan ock dat Wordt, Deus meus, op Dütisch mynn Godt: nicht nominativus? Dith frage ick, secundum Grammaticam, dat ys, na de Litter off Bockstaven. Noch frage ick, secundum grammaticam: Is nominativus nicht tertia Persona, offte up Dütisch, de derde Person, dar men nicht tho spreckt, sunder dar men van spreckt? Ich mene, Ja.“ So sei es auch hier. „Off dan solcke Worde all rede anders genamen worden, so ys dat yo nicht, secundum Grammaticam, off na de litter.“ Das Pauluswort im Kollosserbrief 2, in Christus wohne die Fülle der Gottheit leibhaftig, beweise auch nichts, meint Pastor, denn Gott wohne auch inmitten der Kinder Israels, er wohne in unseren Herzen durch den Glauben, und dennoch sind diese Behältnisse nicht Gott selbst (546). — „Alle Gewalt“ bei Matth. 28 sei nicht Allmacht, „nicht Almogentheit, sonder alle Gewalt: de Almachticheit is em nicht gegeben“ (547). — Sobald man Pastor einen Einwand bringt, der sich nicht unmittelbar auf die Schrift stützt, lehnt er ihn ab. „Ick geloeve der vernuft nicht, bringet des Schrifft, und bewyset solckes“ (549).

Von besonderer Wichtigkeit sind die Ausführungen (549 ff.), die Pastor gegen „B.“ richtet, der von Christus sagt, er habe eine Macht, Kraft, Majestät, Klarheit und göttliche Herrlichkeit von Ewigkeit und sei mit dem Vater ein Gott und

---

<sup>4</sup> 541: „Immanuel ys wal so vele gesecht, also: Godt mit uns. Averst daruth volget nicht, das de den namen hefft, sy de sulve Godt, de mit uns syn sal: so wy mith em syn: II Para. XV. Alse Samuel, is ock so vele gesecht, als syn nam (is) Godt. De meni(n)ge ys nochtans nicht, dat Samuels name sy Godt: sunder sin Name, darvan de moder dith kinds gebeden hadde, were Godt.“

ein Herr. In seinen Antworten unterscheidet er sich ganz wesentlich von den späteren Sozinianern. Er gibt nie zu, wie diese es tun, daß Christus auch Gott im wahren Sinne sei, wenn auch dem Vater untergeordnet (549—551). Denselben Stoff behandelt er nochmals am Schluß, wo er vom Sohn und vom Heiligen Geist nur zugibt, daß sie eines Geistes, Sinnes und Willens sind mit dem Vater (der Geist sei aber kein persönliches Wesen), doch nicht von gleicher Macht und Weisheit (578 ff.). Alle Argumente Pastors richten sich gegen ein Zweigottssystem, gegen die Annahme, Christus sei ein Gott neben und unter dem Vater (524 532 534 543 550 551). Er denkt hier aber auch anders als die späteren Unitarier, Blandrata, Socin, Schmalz.

Das Hauptproblem, Person und Natur, umgeht er. Von S. 551—559 stellt er alle neutestamentlichen Stellen zusammen, an denen der Sohn sich auf den Vater beruft<sup>5</sup>. Eine Fundgrube für spätere Antitrinitarier.

Wenn sodann Pastor, trotz seines Einspruchs gegen die Vernunftgründe, von S. 560 an über die Gottheit des Heiligen Geistes redet und dabei die philosophischen Elemente, Wesen, Substanz, Person, Persönlichkeit, berührt, so ist er auch da ganz weit entfernt vom Substanz—Person-Problem, das in der damaligen wissenschaftlichen Welt erörtert wurde. Er hat auch über diese Größen seine eigenen Anschauungen und Definitionen, nach seinem Belieben. Der Heilige Geist ist ihm jedenfalls nicht Gott; nach langen Erörterungen erklärt er (560—572): „Ick geloeve dat de Vader ein sulfstendich wesent is, ock de Soene. Averst de hillige Geist is gein sulfstendich edder personlike wesent: sunder ist wal ein wesent, als ein ahem, blasinge off wint ein wesent is, und ich achte Gades ahem off blasing wal so hoech, dat men wal in desulvigen namen Doepen mach“ (573). Die massenhaften Schrifttexte, die er für seine Ansicht anführt, wurden von den Sozinianern niemals überboten. Des Menschen Seele, so philosophiert Pastor (562), ist, wenn der Mensch lebt, wie ein Atem und Wind. Nach dem Tode wird die Seele noch Geist genannt um der ersten Einblasung willen. Sie ist aber „dann ein geistlick wesent, dat levendich, vorstendich, unlyflick unde krefflich is“ (562). Gottes Geist aber könne von Gott nicht getrennt werden, also könne er kein abgesondertes, selbständiges, persönliches Wesen sein (ebd.). — Pastor führt bei dieser Gelegenheit aus, wie

<sup>5</sup> 559: „Dith hebbe ick so lange achter volget, dat men ys mercken solde, dat de schriftt averal vul ys, van solche getüchenisse, dat Christus (syns personliken wesendes halven) ein ander ys dan Godt, off ein ander dan de Vader: unnde ys darumme nicht sulve Godt.“

Christus uns nicht über Gottes Wesen unterrichten wolle, sondern über die Anbetung Gottes in uns (563). Denn Gott sei alles in allem, er wirke und vollbringe alles in uns; aber Gottes persönliches Wesen könne man aus keiner seiner Wirksamkeiten und aus keinem seiner Namen erkennen (ebd.)<sup>6</sup>.

Wichtig sind Pastors Schlußbemerkungen über Christus (559 f.), weil sie zeigen, wie er jenseits aller philosophischen Beobachtungen steht und nicht einmal seine damaligen Gegner richtig verstanden hat. Er will nicht gelten lassen, daß Christus an vielen Stellen nur von seiner Menschheit, als Mensch, spreche. Sein ganzer Leib, der tot am Kreuze hing und im Grabe lag, sei doch nicht Gott, „unnde dath ys nicht de Godtheit Christi, sunder dat ys de menscheit Christi“ (559). Das Problem Gott—Mensch ist also nicht einmal berührt. Aber auch die Seele Christi gehöre nicht zur Gottheit, sondern zur Menschheit. Es bleibe also nur ein Ausweg übrig, wenn man an Christus=Gott festhalten wolle, daß man nämlich erkläre, die Menschheit Christi sei auch die Gottheit Christi. Damit würde aber nicht allein die wahre Menschheit Christi, sondern auch die wahre Gottheit Christi vernichtet. „Wente wath de ware Godtheit ys, datsulve kan gene ware Menscheit syn: unnde wath eine ware off warhafftige Menscheit ys, datsulve kan nicht syn, eine ware Godtheit“ (560). Zwischen beiden sei ein Unterschied wie zwischen Himmel und Erde. Pastor mag da an Hofmanns und Mennos wunderliche Verwandlungstheorie gedacht haben. Die wahre Frage ist nicht einmal gestreift.

Im 2. Abschnitt von Pastors „Underscheit Tusschen rechte

---

<sup>6</sup> 568: „Ick begere dat du erst bedencken wult, wo de Patres yn dese materie des Godtheits dat wort Person gebruket hebben, wente se hebbent nicht gebruket na flesches wise, gelyck men secht, des fursten Person, off ein ryck off arm Person, sonder se hebbent allene gebruket tho ein ander onderschet der materien off substantien off werkinge des wesens. . . . Erstmal luden gy off gy van dat wort Person, wat anders maken willen, darna heten gy ydt wederumme, substantia: welck ys ein sulfstendich wesent, unnde dat, na yuwen vorigen worden, dat (569) sulven levendich, verstandich unde krefftich ys, dat ys eine Person. . . . hy ys ein wesent unde Geist gewest, gelyck als dat Wort Ruah off Pniefma, eder Spiritus, ludt: noemliken, sulck ein wesent, als de Ahem, blasinge off windt: ein wesent ys.“ So auch 572 ff. Er glaube an alle Geistspendungen, an allen Geistbesitz im Neuen Testament, aber diese seien ebensowenig eine Person als die Gnade (569—572).

leer unde valsche leer der twistigen articulen, de hyr vor angetekent syn“ (Bibl. Ref. N. V 361—516) findet man eine ausführliche Darlegung der Menschwerdung Christi (374 ff.). Er hält an der wunderbaren Empfängnis Jesu Christi fest (375 ff.). Die Theorie Hofmanns und Mennos wird abgelehnt, ohne Namensnennung der Urheber (375 ff.). Unmerklich geht er dann auf seine Ansichten über.

Dem Einwurf, daß Christus kein sündiges Fleisch annehmen konnte, begegnet er mit dem Satz: „Unde wat Adam sundige fleisch (so jdt so heten sal) nicht vormochte, dat vormochte dat unschuldige wort und de Godtlike natur yn em“ (382). Das wird aber alsbald erklärt: Christus hatte eine Natur mit Gott; unter Natur versteht er aber gleichen Willen, Geist, Gemüt, Begierden des Herzens, also ein vollkommenes Bild Gottes (383). Gewiß habe in Christus die Gottesfülle gewohnt; aber „de person, dar de gantze vulle der Godtheit lyffhafflich ynne waent, is sülve nicht datgene, dat darinne waent“ (385). Christus ist gestorben, Gott kann nicht sterben. So kann denn Christi Fleisch, das gestorben ist, unmöglich Gottes Wort gewesen sein (385). Und gleich darauf: „Were ock Christus Jesus Gades wort personlick na den fleische, so were he nicht Messias gewest, wente Messias is so vele als de gesalffde. . . . Unde Gades wort kan nicht gesalfft werden . . .“ (385).

So kommt Pastor wie von ungefähr auf seine Theorie und sagt hier nicht mehr darüber. S. 386 ff. sucht er Christus als alleinigen Erlöser und Seligmacher aus der Schrift zu kennzeichnen; sodann als den allein richtigen Mittler (391 ff.). Eine einigermaßen wissenschaftliche Auseinandersetzung versucht er nur mit „N.“ (Menno und Hofmann). An der ganzen kirchlichen Lehre der Dreieinigkeit, Dreipersönlichkeit, Wesenseinheit geht er einfach vorüber. Alles wird rein grammatikalisch aus der Schrift abgeleitet, wobei von vornherein das Geheimnis ausgeschaltet bleibt; nur der nüchterne Verstand hat das Wort, mit alleiniger Ausnahme der Empfängnis Jesu. Der „bloße Mensch“ Christus reichte aus, meinte er, um Vernunft und Schrift zufriedenzustellen, wenn es nur gelang, den Begriff „Gott“ so zu erweitern, daß auch Endliches und Menschliches unter gewissen Rücksichten mit dem Gottesnamen belegt werden könnte; wenn es vor allem gelang, das Johanneische Wort, das von Ewigkeit bei Gott war und Fleisch wurde, mit der sicher metaphorischen „Sprache des schaffenden Gottes“ zu identifizieren. Und so verwarf sich Pastor auf

die Schrift, die er offenbar fast auswendig wußte, und bemühte sich, alle Stellen in seinem Sinne aus- und umzudeuten. Er steht Davidis und Budny weit näher als Blandrata und Socin. Er ist konsequenter Unitarier.

#### IV. Von den Altunitariern des 16. Jahrhunderts zum Neuunitarismus.

Die Entwicklung des Unitarismus zwischen 1550 und 1567 ist noch bei weitem nicht aufgeklärt. Auch für den Osten nicht. Zumal die hauptsächlichste Frage bleibt ungelöst, wie die Dreigottleute unter den Antitrinitariern zu Eingottleuten (Unitariern) wurden. Man muß weit mehr als bisher das Schrifttum neben den Akten berücksichtigen, die psychologischen Momente neben den rein geschichtlichen. Die folgende Darstellung berührt das bereits Bekannte nur insoweit, als es zum Verständnis des Neugebotenen erforderlich ist. Sie füllt einige Lücken aus, muß aber viele andere offenlassen.

##### 1. Die Altunitarier bis 1554.

Ein eingebürgertes geschichtliches Mißverständnis, das den raschen Übergang des Tritheismus zum Unitarismus um 1554 bis 1565 unverständlich macht, muß zuerst behoben werden. Fast alle schriftstellernden Unitarier des Ostens nach der Mitte des 16. Jahrh. bis 1580 waren zuerst Tritheiten oder Ditheiten aus der Schule Campanus' oder Gribaldos und Gentilis'; so Johannes Paulus Alciati, Blandrata, Gregor Pauli, Martin Czechowic, Franz Lismanino (?), Johann Niemojowski, Petrus Statorius sen. und andere. So gewöhnte man sich, den Tritheismus als eine Vorstufe zum Unitarismus anzusehen. Das gibt ein geschichtliches Falschbild. Der Tritheismus war nur eine kurze Episode, die mit dem italienischen Rechtslehrer Matthäus Gribaldo, nicht vor 1554, begann und zur Not ein zwölfjähriges Leben aufwies. Was dann übrigblieb, war ein literarischer Tritheismus mit einem geistig unbedeutenden Anhang. Die vorhergehenden Antitrinitarier, denen wir bereits zum Teil begegnet sind, waren meist Unitarier. Einige bezeichnet man freilich besser als Freigeister, deren Schriftdeutungen und Spekulationen aber den Unitariern dienlich waren. Auch von Servets Gedankengängen

konnte man viel leichter zum Unitarismus kommen als zu einem Dreigottsystem. Ein Einfluß des Ditheiten Campanus auf Servet ist nicht unmöglich.

Diese Ditheiten hatten einen doppelten Ursprung. Die einen gingen von Campanus aus, der immer Ditheit war. Andere lösten sich vom Tritheismus Gribaldos und Gentilis' durch Servets Einfluß ab, dessen Argumente sie annahmen, ohne sein System. Beide Gruppen glaubten an die Präexistenz Christi und leugneten die persönliche Gottheit des Heiligen Geistes<sup>7</sup>. Da es sich nun bald herausstellte, daß das Dreigottsystem und Zweigottsystem (Leugnung der Gottheit des Heiligen Geistes) im Kampf gegen das (alte) Dogma unhaltbar waren, ging man nach einigen Versuchen, einen neutralen Boden zu finden, auf den vor Gribaldo bereits festgegründeten, ja fertigen Unitarismus („Altunitarismus“ nenne ich ihn) zurück. Eine um so leichtere Aufgabe, als viele Beweisgänge der Tritheiten unmittelbar für die Eingottlehre brauchbar erschienen. Der Übergang vollzog sich also notwendig, automatisch, selbstverständlich. Der Tritheismus war nur eine kurzlebige Zufalls- und Zwischenerscheinung.

Sehen wir uns nun diese Entwicklung im einzelnen an.

Um sie in ihren Grundlagen zu verstehen, muß man auf den Bericht eingehen, den Lubieniecius in seiner Reformationsgeschichte Polens II 1 (38 ff.) über den Lehrgehalt der geheimnisvollen Vicenzer Versammlungen 1546 liefert. Er mag in mancher Hinsicht der Kritik nicht standhalten, wenn auch die Existenz dieser Zusammenkünfte feststeht. Lubieniecki schöpft aber hier, wie meist, aus einer Handschrift Budzinskis, der mit den ältesten Antitrinitariern Polens vertraut war und gut unterrichtet ist<sup>8</sup>. Wenn man nun dieses Budzinskische Bekenntnis mit

<sup>7</sup> Unklarheit herrscht über Kazanowski (ob er je Unitarier wurde), Nikolaus Paruta (ob er je Tritheit war), Martin Krowicki (seinen Schriften nach überhaupt kein Antitrinitarier; aus seinem Brief an die Züricher, Nov. 1562, kann man nichts ersehen [Wotschke, Briefwechsel 156 ff. Nr. 264]). Er nahm aber an den antitrinitarischen Synoden teil, in Pielezniczy 1568; sein Name dort an 7. Stelle; in Belzyce 1569; Name an 12. Stelle; und zwar saß er unter den Unitariern, nicht unter den Tritheiten. Aber auch Goniadz saß damals unter den Unitariern [!]). Von Alexander Vitrelin und Johann Sommer weiß man nicht, ob sie früher Tritheiten waren. Von Stanislaus Pakleczka (Paclecius), Jan Albinus weiß man nichts Bestimmtes. Einen Brief Pakleczkas werden wir gleich erwähnen.

<sup>8</sup> Wo Lubieniecki nicht aus unmittelbaren Quellen schöpft, kennt seine Unzuverlässigkeit keine Grenzen.

allem vergleicht, was wir sonst über die Entwicklung des Unitarismus wissen, ist das Ergebnis sehr klar. Ob es Vicenzer Gespräche waren oder nicht, erscheint ganz gleichgültig; der älteste Bestand ist es jedenfalls<sup>9</sup>.

Der ursprüngliche antitrinitarische Ausgang im 16. Jahrh. war nicht philosophisch, sondern biblisch. Man wollte die Ausdrücke ausschließlich behalten, welche die Schrift über Gott gebraucht, und alles übrige als „griechisch“ und „scholastisch“ ausmerzen. Damit verband sich aber alsbald, ob man wollte oder nicht, eine ganz bestimmte Theorie der Schrift-erklärung. Voraussetzung war die „Einfachheit“ und Selbstverständlichkeit der Schriftberichte. Man versuchte demnach neue Deutungen, die alle Dunkelheiten als erfunden und hineingekünstelt leugneten, alle scheinbar entgegengesetzten Texte in möglichst einfacher Weise zu einigen versprachen. So redete man von dem einen Gott, dem Vater allein; von seinem eingebornen Sohn Jesus Christus, einem wahren Menschen; aber keinen bloßen Menschen, da er auf wunderbare Weise zur Welt gekommen, der Menschheit Haupt, Weltenrichter, Herr über alles sei; die an ihn glauben und sittlich leben, werden von Gott gerechtfertigt.

In dieser ältesten, vorsichtigen und vieldeutigen Fassung, die mit philosophisch-terministischen Gedankengängen nichts zu tun hat, war bereits der Kern des späteren Unitarismus im Keim enthalten. Aber nur vereinzelte Antitrinitarier haben ihn in jenen ersten Zeiten in solcher Ursprünglichkeit angenommen und ausgebaut, vor allem, wie wir sahen, Adam Pastor.

Man darf sodann nicht vergessen, daß bereits um 1541 Schwenckfeld eine große Zahl Schriftargumente der „Neu-arianer“ (es sind unitarische Gedankengänge) gegen Christi Gottheit kennt. Wir lesen sie in seinem Epistolar (Edit. 1566); z. B. Brief 75 an Wolffen Thalheusern vom Jahre 1541 (514 ff.); 76 an Georg S. (519 ff.); 77 nach Augsburg und Straßburg aus dem Jahre 1542; 1554 und in anderen Briefen (bis S. 629). Diese Theorien müssen also einige Jahre zurückliegen. Was aber Schwenckfeld in Schlesien genau

<sup>9</sup> Die Kritik Trechsels (Antitrin. II, Beil. 1, 402—408) ist gegenstandslos, weil er die Hauptsache, die Altunitarier vor 1560, übersieht.

wußte, kannte man wohl einigermaßen in bestimmten Kreisen der anliegenden östlichen Gebiete. Auf der polnischen protestantischen Synode in Slomniki (Nov. 1554) war man gelegentlich der Thesen Stancaros auf Antitrinitarier aufmerksam geworden (Adr. Wengierski [= Regenvolscius], *Systema historico-chronolog. ecclesiarum Slavonicarum*, Utrecht 1652, S. 83). Für polnische Tritheiten war das zu früh. Es muß sich um Unitarier oder Servetianer handeln. Über Anhänger Servets in Polen schreibt auch Vitrelin von Pinczow aus im November 1555 an Calvin (Opp. Calv. XV Nr. 2350). Ein Jahr später berichtet dasselbe Felix Cruciger in Briefen nach Zürich und an Musculus (Wotschke, Briefwechsel 47 ff. 56 ff.). Der Züricher Joh. Wolff (Wolph) weiß bereits im Febr. 1566 von vielen Sekt en in Polen (ebd. 41 ff.). Auch Modrzewski erzählt aus eigener Anschauung in der Vorrede an den König von Polen vor dem 1. Buch seiner „*Sylvae*“ (Dezember 1565), wie vor „ungefähr“ 30 Jahren, also bereits zwischen 1535 und 1540, antitrinitarische Bücher (Servet) in geheimen Winkeln von einigen in seiner Heimat gelesen wurden. Servet war 1565 erst zwölf Jahre tot (1553). Seine ersten Werke stammen aus den Jahren 1531 und 1532. Auch Handschriften gingen von Hand zu Hand. — Solche Heimlichkeiten drangen erst nach 1546 an die breitere Öffentlichkeit; sie bereiteten aber umstürzende Bewegungen vor.

Claudius Allobrox, Haetzer, Camillus Renatus, Adam Pastor und einige Wiedertäufer, alle vor dem Auftreten Gribaldos, bereiteten den Unitariern, nicht den Tritheiten, die Wege.

Sicher ist der Zusammenhang freigeistiger (nicht atheistischer) Strömungen in den Niederlanden mit dem ersten Auftreten eines Antitrinitariers, dessen Ansichten zum Unitarismus, nicht zum Tritheismus, führten, in Polen 1546. Zwei Augenzeugen berichten uns darüber, Andreas Frycz Modrzewski in seinem Buch *Sylvae quattuor* (I 2, 2) und Budzinski in jener vielbesprochenen handschriftlichen Geschichte der Unitarier (Kap. 4), die allerdings kein Mensch nach Sandius gesehen hat. Im Anhang der „*Narratio compendiosa*“ des Andreas Wiszowaty finden wir die Berichte (Sandius, *Bibliotheca Antitrinit.* 216 f.).

Bei einem Gastmahl, das Johann Tricesius (Trzeciecki), ein Schüler des Erasmus, einigen Freunden in Krakau gab, trat ein Niederländer

(Belga) auf, der Spiritus hieß, und brachte Schwierigkeiten gegen die Dreifaltigkeit vor, aber aus der Vernunft, nicht aus der Schrift, ganz offenbar im unitarischen Sinn. Sandius (denn der Anhang ist von ihm, nicht von Wiszowaty) vermutet in diesem belgischen Spiritus Adam Pastor; Gründe dafür führt er nicht an. Ob er an „Adam“ (Spiritus) dachte? Pastor(is), Rudolf Martens, war freilich kein „Belgier“, sondern „Westfale aus Dorpen“ (d. i. wohl aus Dörpen a. d. Ems im damaligen Münsterischen Niederstift, im heutigen Hannover). Seine drei Bücher schrieb er im „sächsischen“ Dialekt. Wir haben das bereits gesehen. Allerdings war Pastor in Holland durch seine Polemik mit Menno Simons bekannt und erlangte dort seine Bedeutung. Die Chronologie seines Lebens macht einen Aufenthalt in Polen 1546 ganz unmöglich.

Nicht viel mehr Grund hat man, mit Zeltner (Notae ad Ruari epistolas 503 326) einen Holländer Everard Geesteranus zu nennen. Kühler wiederholt diese Behauptung in seinem Werk *Het Socinianisme in Nederland* (5) ohne jeden Beweis. Es kann sich schon gar nicht, wie er meint, um Everard Geesteranus handeln, den Vater der viel bekannteren Joannes und Petrus, die im 17. Jahrh. des Sozinianismus verdächtig wurden (Acta Synodi nationalis Dordrechtii a. 1618 und 1619. Dordrecht 1620 Nr. 7). Die Geesteranus-Hypothese nahm in neuer Form I. G. de Hoop Scheffer auf: *Overzicht der geschiedenis van den doop bij onderdompeling (Verslagen en mededeelingen der koninklijke Akademie van Wetenschappen. Afd. Letterkunde. Tweede reeks, Deel 12, 119—170)*. Auf S. 156 ff. schreibt er über Trzecicki (Tricesius), Modrevius, Adam Pastor und andere. Seine Ablehnung Adam Pastors als „Spiritus Belga“ ist wohl begründet. Daß er aber einen Geesteranus mit jenem Spiritus gleichsetzt, beruht nur auf der Namensähnlichkeit (geist = spiritus). Mit Recht verwirft er die Annahme, daß Evert Geesteranus bereits um 1546 in Polen gewesen sein kann. Der Rückzug auf den Großvater (!) ist allerdings eine durch nichts gestützte Wahrscheinlichkeit.

Im vierten Kapitel seiner verschollenen handschriftlichen Geschichte erzählt Budzinski (Bibl. Antitrinit. 217), daß die ersten Hörer jener geheimnisvollen Andeutungen des belgischen „Geistes“ bei dem Tricesischen Gastmahl diese dornige Frage mit nach Hause nahmen. Ein für die damalige Zeit bedeutungsvolles Wort. Wir wissen aus demselben Budzinius, dem Lubieniecki hier folgt (*Hist. Reform. Polon. III 1 Anfang*), wie Stanislaus Lutomirski 1562 an 20 antitrinitarische Thesen<sup>10</sup>, die Budzinius einem Freund Jan Pustelnik geliehen hatte, begierig las, durch sie zum Widerpart der Dreifaltigkeit wurde und andere gewann. Auch hier handelt es sich um unitarische Thesen.

---

<sup>10</sup> Von Laelius Socini oder von Nikolaus Paruta, wie ich glauben möchte.

Als freilich Johann Maczinski im März 1547 an Konrad Pellikan über die in Padua studierenden Polen schrieb, die zur neuen Religion neigten<sup>11</sup>, wußte er selbst noch nicht, daß dort bereits um diese Zeit antitrinitarische Ansichten vorsichtig verbreitet wurden. In seinem Brief vom August 1550 an denselben erwähnt er den Einfluß Lelio Socinis in Wittenberg auf Melanchthon, ohne den Antitrinitarismus irgendwie zu erwähnen. Im Jahre 1551 kam Lelio selbst, was nicht zu bezweifeln ist, zum erstenmal nach Polen, ließ aber dort keinen stärkeren Eindruck zurück. Vorsichtig, wie er es zu sein pflegte, wird er wohl nur, seiner sonstigen Art gemäß, eine Menge zweifelnder Fragen, auch über die Trinität, hingeworfen haben. Es ist sehr wahrscheinlich, daß er bereits 1547 im geheimen ausgesprochener Antitrinitarier war, es aber öffentlich leugnete. Im Jahre 1551 wurden auch die ersten Polen in Basel immatrikuliert<sup>12</sup>. Von den drei 1546/47 eingeschriebenen Italienern Bernardin Ochino, Franz Stancaro und Celio Secundo Curione war 1551 nur noch der dritte in Basel. An ihn und an Sebastian Castellio (Chatillon) schlossen sich viele Polen an. Curiones Werk (1553): *De amplitudine regni Dei* erschütterte, wohl gegen die Absicht des Verfassers, mit seinen pelagianisch-rationalistischen Grundlagen die christliche Offenbarung und die übernatürlichen Grundlagen des Christentums. Die späteren Unitarier lernten viel aus diesem Buch für ihre ethischen Anschauungen. Ob die polnischen Adelligen in Basel unmittelbaren antitrinitarischen Einflüssen von irgendwelcher Seite unterlagen, wissen wir nicht. Sie teilten wohl 1553 Curiones und Castellios Entrüstung über Servets Verbrennung.

## 2. Der Ursprung des Neutritheismus.

Die unglaublichste Verwirrung entstand seit 1554 durch den Einbruch der Spekulation Gribaldos in jene oben erwähnte

<sup>11</sup> Theod. Wotschke, *Der Briefwechsel der Schweizer mit den Polen* (1908): Arch. f. Ref.-gesch. Texte u. Unters. Ergänzungsband III S. 5 ff. Die Briefe in der Züricher Coll. Simleriana, aus der W. schöpft, sind manchmal ungenaue Kopien.

<sup>12</sup> Vgl. Stan. Kot, *Polacy w Bazylei za czasów Zygm. Augusta* (Die Polen in Basel zur Zeit Sigm. Aug.). In der Zeitschr. *Reformacja w Polsce* 1 (1921) 105—133.

Grundannahme einer einfachen Schriftsprache und auf die daraus ausgedeutete unitarische Theorie. Gribaldo versuchte eine neue spekulative Erklärung des Vater—Sohn-Verhältnisses. Alciati und Valentin Gentilis stützten sich auf Gribaldo und in vielen Punkten, mochten sie es noch so heftig leugnen, auf Servet.

Die merkwürdigen Widersprüche der älteren Antitrinitarier um Gribaldo und Gentilis sind nur verständlich, wenn man den Ausgangspunkt ihrer Polemik im Auge behält. Er war genau derselbe wie bei dem Abt Joachim, der vom 4. Laterankonzil (1215) verurteilt wurde und auf den sich die Antitrinitarier ausdrücklich beriefen. Der Gang der Erwägung war folgender: Wenn man neben drei Menschenpersonen, welche dieselbe menschliche „Wesenheit“ (= Natur) haben, die ja bei jeder dieser Personen mit dem individuellen Sein eins ist, eine allen dreien gemeinsame Wesenheit annähme, so hätte man keine Dreiheit, sondern eine Vierheit, eine hypostasierte Menschenidee. Dasselbe wäre bei Gott der Fall. Hier war also der absolute und der relative Gesichtspunkt im Unendlichen außer acht gelassen. Es war ein anthropomorpher Gedankengang. Man müsse also, meinten jene Antitrinitarier, die Gottwesenheit jeder der drei Individualwesenheiten so vollkommen gleichsetzen, daß zwischen den göttlichen Personen kein anderer Unterschied obwalte als die Art, wie sie diese ihre Wesenheit innehaben. Der Vater hat sie aus sich (er allein ist Autotheos, sagten Gribaldo und Gentilis); die anderen haben sie vom Vater; dem Wesensbesitz des Sohnes und Geistes fehlt also die volle Selbständigkeit, das wesenhafte Ausschsein. Trotzdem sind Sohn und Geist Gott, weil dies Ausschsein nicht die Natur selbst berührt, sondern nur die Art des Ursprungs andeutet. Und dennoch darf man nicht von drei Göttern reden, weil die vollständige Gleichheit des Willens, der Macht, der unendlichen Eigenschaften das „Einssein“ ausmacht; der Substanzunterschied zwischen Vater und Sohn begründet keine Zweiheit des Gottseins. Vater, Sohn und Geist sind substantiell verschieden, in der Machtfülle aber gleich, im Willen eins; unzertrennlich voneinander; und eben diese Gleichheit, Einheit und Unzertrennlichkeit nennt man Gottwesenheit; insofern bilden die drei zusammen ein Gottwesen<sup>13</sup>.

Man muß sich diese ursprüngliche Auffassung klarmachen, um zu sehen, wie die späteren Antitrinitarier rein logisch diese Theorie Gott = Macht nur auszubauen brauchten, um zur Leugnung der ewigen Geburt des Sohnes aus dem Vater vorzudringen. Denn wenn die Gottheit des Sohnes in nichts ande-

---

<sup>13</sup> Eine gute Zusammenfassung der Lehrstücke Gribaldo-Gentilis' in der Schrift: *Impietas Val. Gentilis detecta* (in Bd. 9 der *Opp. Calv.* [Corp. Ref.] 361—420).

rem besteht als in der Mitteilung der Gottesmacht, wird die ewige Geburt vollkommen zwecklos. Dieser Weg war um so leichter einzuschlagen, als die Metaphysik der Gribaldianer und Gentilisten gewöhnlich nicht abge sondert und unverfälscht um Schüler warb, sondern meist in Verbindung mit unitarischen Vorgängern und mit Servet als einer Art Gegengift. Als Gribaldos Schüler Goniądz seinen Meister in Polen einführte, brachte er dorthin zugleich, wohl ahnungslos den Folgen gegenüber, den dort übrigens, wie wir sahen, nicht mehr unbekanntem Servet. Auch Stanislaus Kokoszka, der arme Student, der 1557 in die Dienste Lelio Socinis trat, suchte Servets Schriften in Polen zu verbreiten. Als Lelio schüler war er natürlich Unitarier. Ein Gribaldojünger, Michael Zalewski, seit 1553 in der Schweiz, lernte dort 1554 oder 1556 Gribaldo kennen und folgte ihm nach Tübingen. Hier fiel er 1559 einem Mord zum Opfer und konnte seine Absicht nicht durchführen, ein antitrinitarisches Werk, das er bei sich trug, wahrscheinlich Servets „Restitutio“, nach Polen zu bringen (Kot a. a. O. 113; Wotschke, Briefwechsel 270 ff.). Dort wurde inzwischen eifrig für den Antitrinitarismus geworben.

Der in seinen Maßnahmen und Ratschlägen wenig glückliche Nuntius Lippomani hat leider einen ausführlichen Brief des Fürsten Radziwiłł aus dem Jahre 1556 nur zum geringsten Teil aufbewahrt (Bibl. Barb. N. 3845; Relacye Nuncyuszów Apostolskich i innych osób o Polsce I [1864] 25)<sup>14</sup>. Über das Buch des Andreas Fricius Modrevius „De emendanda Re publica“ (1. Ausg. 1551; 2. 1554) war man in Rom unterrichtet und empört. Zur Sache der Antitrinitarier schreibt Lippomani an Di Palliano 7. August 1556 (ebd. 32 ff.). Er berichtet von ihnen (38 ff.), daß sie die Dreipersonlichkeit leugnen, den Erlöser nur als Mittler und Meister anerkennen und die Gottheit des Heiligen Geistes leugnen. Eine sehr interessante Mitteilung, weil unitarisch, nicht tritheistisch. In der kurzen Formel (37 Punkte), die damals auf der katholischen Provinzialsynode zu Lowicz aufgestellt wurde (ebd. 40), heißt es von Christus ausdrücklich, er sei wie Gott anzubeten, er sei die zweite Person der Gottheit, „esse illum advocatum et media-

<sup>14</sup> Die Übersetzung dieser Nuntiusberichte ist von Rykaczewski. — Vgl. auch: Monumenta Polonica Vaticana 4: I. A. Caligarii, Nuntii Apostolici in Polonia, Epistolae et Acta 1578—1581. Ed. L. Boratyński (1915); Commendones Korrespondenz mit K. Borromäus (übers. von Malinowski, Wilna 1851); Korzeniowski, Orichoviana (Krakau 1891); aus den Scriptores rerum Polonicarum (Krakau 1872 ff.) Bd. 7 10 14 15 17.

torem nostrum secundum humanam naturam, qua minor est Patre, secundum Divinam vero aequalem esse Patri“ (Nr. 5); also mit ausdrücklicher Spitze gegen Stancaro-Gegner und Antitrinitarier. — Die Stellungnahme Lippomanis wird uns aus folgender Erwägung ganz klar. Gribaldo hatte keine größere Schrift über seinen Tritheismus herausgegeben. Goniądz, sein Schüler, schöpfte nur aus mündlichen Unterredungen mit seinem Lehrer oder vielleicht aus handschriftlichen Notizen; so auch Michael Zalewski. Beide sahen den Unterschied dieser Lehre von der Servetianischen nur undeutlich. Gentilis aber schrieb seine Hauptbücher erst nach 1558. Er wird sie wohl zuerst bei seinem Besuch in Polen 1562 (oder 1563) mitgebracht haben. Damals suchte man aber in Polen bereits nach Brücken zwischen dem Tritheismus und Unitarismus. So erklärt sich die schwankende Haltung Goniądz', etwas später Blandratas und Paulis, die sich Tritheisten nannten, aber mit Gribaldo nicht viel mehr gemein hatten als die Ansicht von der Präexistenz des Wortes: Der Tritheismus war eine sehr dehnbare Formel. Schon in seinen Anfängen in Polen war er nicht mehr in seiner ursprünglichen Gestalt am Arbeiten. Servetianische Ansichten, wohl auch die des Claudius Allobrox und der anderen heute verschollenen Antitrinitarier, die Schwenckfeld gekannt hat, liefen nebenher.

Auch der Mann, der den Gribaldo-Gentilismus in den Osten einführte, war kein reiner Tritheit, obwohl Tritheitenführer. Die Mittellage zwischen Tritheismus und Unitarismus begann sich bereits 1555 zu bilden.

### 3. Zwischen Tritheismus und Unitarismus.

Seit 1555 war in Polen Peter a Goniądz (Gonesius, Gonedzius, Conysa [!]) Tritheitenführer. Er hatte 1554 Vorlesungen in Padua als „Explicator sophisticae“ gehalten (Riccobona Ant., De gymnasio Patavino commentariorum libri sex, 1598). Damals war Matth. Gribaldo nicht mehr dort; aber seine Anhänger konnten Goniądz einführen. Auf seiner Schweizer Reise wurde er mit Antitrinitariern bekannt und suchte Gribaldo in Tübingen auf.

Seine Bücher sind teils untergegangen, teils sehr schwer zu erreichen. Hieronymus Zanchi hat gegen eine seiner lateinischen Schriften eine „Antwort“ geschrieben (Operum theologorum Tom. 8 [1613] 533—551): „Hieronymi Zanchii adversus blasphemum Petri Gonedzii libellum Responsio.“ Er nennt Goniądz' Buch richtig: „Doctrina pura et clara de praecipuis Christianae religionis articulis contra Sabellianorum,

Ebionitarum, Nestorianorum et aliorum Haereticorum impia et perplexa sophismata, ex puro et expresso Dei verbo collecta idque secundum veterem eius illustrationem.“ In den vier Kapiteln dieses Buches (um 1562) legt Goniądz größeres Gewicht auf die Vernunftgründe als auf die Schriftbeweise. Auch scheint ihm an der Präexistenz des Wortes nicht so viel zu liegen. Sein Hauptangriff gilt dem nizänischen Homousios und dem Lehrgehalt des athanasianischen Credo. Wenn die Schrift von Gott spreche, meine sie nur den Vater, den Obergott; Götter seien auch Sohn und Geist, aber nur durch Mitteilung; diese Vielheit widerspreche nicht der Bibel. In Christus seien nicht zwei Naturen. Gonedzius scheint, ähnlich wie Hofmann, eine Verwandlung des Wortes in den Menschen Christus anzunehmen. Dann brauche man keine „communicatio idiomatum“. Gonedzius' Lehre ging also von Gribaldo aus, bahnte aber bereits dem Unitarismus bequeme Pfade. Die Bezeichnung „Gott“ wurde vieldeutig und damit auch auf einen bloßen Menschen anwendbar.

Ähnlich scheint der Inhalt des dickleibigen Buches (*grandis liber*) gewesen zu sein, das Goniądz nach dem Zeugnis Melanchthons und zu dessen Entsetzen aus Italien mitbrachte und in Wittenberg vorzeigte<sup>15</sup>. Die Rede, die er vor der Wittenberger Reise auf der Secyminischen Synode (21. bis 25. Januar 1556) hielt (Lubieniecki II, VI 111 ff.), bestätigt die Ausführungen Zanchis und Melanchthons. Der eine Gott, der Vater, sei aller Dinge Schöpfer; der Sohn als Sohn sei geringer als der Vater, von dem er alles empfangen habe. Trotzdem sei auch der Sohn Gott, denn er sei der uranfängliche Logos, der sich zu Fleisch verwandelt habe in Maria. Dreipersönlichkeit, gleiche Wesenheit, Eigenschaftsteilnahme seien Erfindungen des Menschenhirns.

Der Pariser Theologe G. Genebrardus kennt auch das Buch Goniądz' gegen die Sabellianer; er hält es allerdings irrtümlich für ein Werk des Gregor Pauli, dessen „Tabula“ er übrigens besaß. Er erwähnt Goniądz-Pauli zweimal in seinen gelehrten drei Büchern „De S. Trinitate“ (Paris 1569) S. 27 und 87. Goniądz erklärt es für eine durchgehende Regel in den Heiligen Schriften, „daß der Vater allein gemeint ist, so oft der Name Gott absolut steht, sowohl im Alten als im Neuen Testament“. Der Ausdruck Wesenheit (*essentia*) sei von Mercurius Trismegistus übernommen und fälschlich in das christliche Dogma hineingetragen.

<sup>15</sup> Coll. epistol. Phil. Melanchthonis ad Camerarium S. 701 (Corp. Ref. VIII 677). Vgl. auch drei Briefe Mel. vom Sept. 1556 an Hardenberg, Besold und Vincentius (ebd. 845 ff.).

Goniądz bemühte sich freilich auch, auf den oben berührten Standpunkt der „Einfachheit“ zurückzukehren, den die Altunitarier betont hatten. Gewiß, er kannte und schätzte Servet, führte ihn ein, aber benutzte ihn doch nur in gewissen einfachen, negativen, der Schrift entnommenen Einwänden gegen das Trinitätsdogma. Nur solche Schriftdeutungen nahm er auch aus anderen zeitgenössischen Versuchen, zumal wohl aus Gribaldo. In seinem Buch gegen die Sabellianer erklärt er, daß ein Dogma, das dunkel ist, schon deshalb falsch sein müsse. Diese Methode verteidigt er in der eben erwähnten Rede auf der Synode in Secymin. Die Schrift sei wörtlich und gleichsam naiv zu nehmen. Mit Hilfe dieses Grundsatzes verteidigt er die Präexistenz des Logos, denn die stehe klar im Johannesprolog. Unter Präexistenz konnte sich freilich jeder denken, was er wollte. Den Prolog künstlich und in einer bestimmten Richtung zu deuten, widersprach der „Einfachheit“. Das Wort: „Ehe Abraham war, bin ich“, müsse man auch einfach nehmen, wie es da stehe. „Der Vater ist größer als der Sohn“; das sei schlechthin wörtlich zu verstehen (114). Weil die Schrift nicht ausdrücklich sage, der Sohn sei wesensgleich mit dem Vater, müsse man das als leere Formel betrachten. Sie sei ein „Hirngespinnst“ wie alle trinitarischen Ausdrücke (115). Die Schrift müsse so schlicht-naiv gedeutet werden, daß „ein Elefant in diesem weiten und tiefen Strom schwimmen und ein Lamm darin spazieren gehen könne“ (112). Die alte „Fischer-einfalt“ müsse wieder aufkommen. So genüge denn der Name „Sohn Gottes“, der Glaube an „einen Gott“, an einen Welterlöser, der auch Gott sei, an ein ewiges Wort, in Fleisch verwandelt (114 f.).

Diese merkwürdige Einstellung auf Einfachheit und Wörtlichkeit, die wir oben als methodische Grundregel der Exegese bei den ersten Unitariern bezeichneten und hier bei Goniądz als Theorie, die er ständig in seinen anderen Ansichten verleugnet, wiederfinden, muß man genau im Auge behalten, um die unsichere und zweideutige Ausdrucksweise richtig einzuschätzen, die damals ganz allgemein bei Tritheiten und Unitariern in Anwendung kam.

Es wurde, nachdem die ersten Synoden die vollkommene Aussichtslosigkeit eines Ausgleiches bewiesen hatten, außerdem der Weg versucht, gewisse neutrale Formeln zu gebrauchen, unter denen sich jeder über das Geheimnis der Dreifaltigkeit denken konnte, was immer er wollte, und die man nicht näher erklären durfte. Dieses unmögliche Kompromiß konnte sich natürlich nicht lange halten. Es war ein Verstandesopfer, das kein denkender Mensch auf die Dauer aushielt. Gerade jetzt kam ein Italiener nach Polen, ein Arzt, Georg Blandrata, der sich mit größtem Eifer dieses Kompromisses annahm. In der Schweiz galt er als Anhänger

Gribaldos und Gentilis'. Das hatte ihm die heftigste Gegnerschaft Kalvins und der Züricher zugezogen. Er hatte 1558 Fragen an Calvin gerichtet, den er höchst ehrerbietig als Meister bezeichnet (Trechsel II 467 ff., Beil. XV). Sie neigten mehr nach der unitarischen Richtung hin als nach der tritheistischen. So auch ein anonymes „Schediasma“ von ihm oder einem anderen (ebd. 469 ff.). Calvin antwortete 1558 sehr obenhin und oberflächlich (Opp. IX 321—332). Lubieniecus erwähnt (II, VI 126) einen Züricher Brief des Petrus Martyr an einen Genfer Minister vom 11. Juni 1558, in dem dieser den Blandrata beschuldigt, er führe die Monarchie in die Gottheit ein und räume dem Sohne nicht dieselbe Wesenheit wie dem Vater ein. Wir hätten also damals bereits bei Blandrata einen Versuch, über Gribaldo hinauszukommen auf der Linie zum Unitarismus. Zunächst aber tritt er als Tritheit auf. Ob aus Überzeugung oder aus Opportunitätsgründen, wissen wir nicht. Blandratas unitarische Neigungen verwundern uns nicht, wenn wir bedenken, daß er seine Polenreise in Begleitung Lelio Socinis machte, dessen ganz im unitarischen Geiste abgefaßte antitrinitarische Sammelmappe damals bereits wohl zum größten Teil (er starb 16. Mai 1562) abgeschlossen war.

Lelio hatte vor drei Jahren an Joh. Wolff einen Fragebogen über das Geheimnis der Dreifaltigkeit im unitarischen Sinne geschickt (Hottingerische Sammlung auf der Kantonalbibl. Zürich V 332); Wolff antwortet am 10. August 1555 und sucht Lelios Zweifel zu lösen (Hottinger, Hist. Ecl. N. Test. IX 437 ff.; beides bei Trechsel II 176 ff.). Um sich von allem Verdacht reinzuwaschen, unterschrieb Lelio am 15. Juli 1555, zweifellos gegen seine Überzeugung, eine große, hochorthodoxe Erklärung, die er selbst aufgesetzt, sein rechtgläubiger kalvinischer Freund Bullinger wohl ein wenig geebnet hatte. Sie findet sich in einem beruhigenden Brief Bullingers an den mißtrauischen Giulio Milanese (Hottinger IX 417 ff.; abgedr. bei Bock II 597 ff.). Giulio, der Lelios Unaufrichtigkeit durchschaute, beruhigte sich indes nicht, wie man aus einem Brief vom 5. November 1555 sehen kann (Bock II 603 ff.). Er kannte ihn vielleicht schon von Italien her, wo Lelio den etwas sagenhaften „Collegia Vicentina“ (1546) angehört haben mag. Sein Einfluß in Polen mußte die niemals ausgestorbene unitarische Bewegung fördern. Aber klug, wie er immer war, scheint er nur äußerst vorsichtig im vertrauten Kreis gearbeitet zu haben. Man hört wenig von seiner „unitarischen“ Wirksamkeit in Polen.

Das Jahr 1558 war von unheilvoller Entscheidung für die reformierte Kirche Polens. Auf der Pinczower Synode trat der Mantuaner Franz Stancaro mit seiner Mittlertheorie von neuem hervor, die er schon seit mehr als zwölf Jahren verteidigte und mit der er bereits 1553 Ungarn beunruhigt hatte. Auch in Pinczow fand er Fürsprecher und Gegner; zu einer Einigung kam es nicht. Lubieniecius (II, VI 117) stützt sich bei seinem Bericht auf eine Mitteilung des älteren Andreas Lubieniecki, die Glauben verdient<sup>16</sup>.

Stancaro wird von den Zeitgenossen aller Richtungen und Parteien als überaus zanksüchtig und fanatisch geschildert, freilich auch von seinen Gegnern mißhandelt und verleumdet. Trinitätsgläubig war er immer. Seine Theorie, daß Christus nur seiner menschlichen Natur nach Mittler sei, war an sich uralt, von den bedeutendsten Vätern und Theologen verteidigt. Sie beruhte aber bei Stancaro auf einem theologischen Mißverständnis. Er unterschied nicht genug zwischen den Werken und dem Verdienststand der Mittlerschaft Christi; er schloß in einseitiger Übertreibung auch die indirekten Einflüsse der göttlichen Natur, ja, wie es scheint, in zornigen Stunden (denn bei ihm war alles Leidenschaft) auch die der göttlichen Person aus und gebrauchte dabei Ausdrücke, die ihm von seinen Gegnern die allerdings ungerechte Anklage auf eine stattliche Reihe trinitarischer Häresien einbrachten. In seiner „Disputatio de Trinitate“ vom 20. Juni 1551 spricht er von seiner Ansicht noch nicht; wohl aber im folgenden Jahre (1. Februar) auf einer Küstriner Synode. Seine Confessio vom gleichen Jahre (Wotschke a. a. O. 607 ff.) ist an sich genauer und der altchristlichen trinitarischen Auffassung der großen Kirchenväter angepaßter als die seiner Gegner. Wenn er von Trideiten bereits seit 1552 spricht (vgl. z. B. Wotschke 487 ff. Anm. 3), so meint er natürlich nicht Gribaldo-Gentilisten, sondern seine rechtgläubigen Gegner, denen er ein gerütteltes Maß verschiedener Ketzereien andichtete, sobald sie ihm seine Mittlerhypothese nicht zugaben. Der Ausdruck Tritheität (Trideit) ist uralt und bereits in Suidas' Lexikon aufgenommen.

Um Stancaro erhob sich seit 1558 ein erbitterter Kampf. Man warf ihm damals wie heute vor, die protestantische, besser

---

<sup>16</sup> Über Francesco Stancaro schrieb ausführlich Th. Wotschke in der Altpreuß. Monatschr. 47 (1910) 465 ff. 570 ff. Nicht richtig sind aber die von ihm hier und in seiner Arbeit über Chr. Thretius (ebd. 44 [1907] 1 ff. 151 ff.) hergestellten Zusammenhänge zwischen den Tritheiten und Stancaro (vgl. zumal „Thretius“ 156 ff.). Auch ist leider trotz Wotschkes genauem Forschen über das älteste Schrifttum Stancaros keine Klarheit erzielt. Die dogmatische Frage um Stancaro behandelt Wotschke nicht klar und einleuchtend. So bedarf es hier zahlreicher Verbesserungen und Ergänzungen.

gesagt die kalvinische, Kirche Polens zerrissen zu haben. Das ist in gewissem Sinne wahr; und dennoch wurde das eigentliche geschichtliche Bild bis jetzt nicht richtig gesehen.

Da sich alle Parteien in der Bekämpfung des Stancarismus einig waren, hätte man eher an eine Fronteinheit als an einen Zwiespalt denken müssen. Die Synodalgeschichte der Zeit und der Briefwechsel der Polen mit den Schweizern beweisen allerdings, daß seit 1558 der Streit um Stancaro laut tobte; man sieht aber auch deutlich genug, wie gern diese Meinungsverschiedenheit von Antitrinitariern vorgeschoben ward, nur um der Vorherrschaft des Vaters über den Sohn, der monarchischen Idee in der Gottheit, zum Siege zu verhelfen.

Die äußere Geschichte der Polemik gegen Stancaro ist oft genug geschildert worden. Ausführlich von Wotschke (*Reformation in Polen* 179 ff.). Dagegen wurde niemals genügend hervorgehoben, daß diese Polemik von seiten der langsam zum Unitarismus abschwenkenden Trithheiten, seit 1559, eigentlich nur ein Vorwand war, ihre Hauptthese vom Vorrang des Vaters herauszuarbeiten. Die Antitrinitarier verschiedener Richtungen wollten sich vor allem auf diesen Satz einigen. Der Hauptgegner schien ihnen Stancaro zu sein. Die Mittlerschaftstheorie an sich war ihnen ganz gleichgültig.

Der bisher immer unrichtig geschilderte Gang der Entwicklung verlief folgendermaßen. Die schwach begründete Theorie lutherischer und Schweizer Theologen, Christus sei auch seiner göttlichen Natur nach unmittelbar Mittler, ist, mit den Anfängen der Stancaroschen Meinung verglichen, zunächst größtenteils ein Wortstreit, wie Frycz Modrevius in seinen drei Büchern *De Mediatore* (Basel 1562) S. 11 19 21 richtig bemerkt<sup>17</sup>. Wenn aber Josias Simler im folgenden Jahre in seiner „*Responsio ad maledicum Francisci Stancari librum*“ (Zürich 1563; Abschnitt 2 3 7) weitgehende Unterschiede der beiden Ansichten betont, so hat er von einer anderen Seite her ebenfalls recht. Beider Parteien Standpunkte hatten sich verschoben im Feuer einer ungemein leidenschaftlichen Polemik. Stancaro lehnte zu stark alle E i n-

<sup>17</sup> Ein von Wotschke (Stancaro S. 570) erwähntes, dem Modrzewski zugeschriebenes Buch aus dem Jahre 1561 „*Narratio historica eorum, quae per Stancarum iam denuo in Pinczowia sunt acta*“, nur in der *Bibl. in Dzików* (Tarnowski) vorhanden, ist nicht von Modrzewski.

flüsse der göttlichen Natur, ja sogar der Person, ab; die Schweizer und Lutheraner begannen ihre willkürliche Theorie von einer Mittlerschaft des Wortes vor der Menschwerdung mit merkwürdiger Aufregung zu verfechten<sup>18</sup>. Und eben hier liegt der Angelpunkt des Stancaroschen Streites als Werbemittel der Antitrinitarier. Der Mantuaner betonte mit vollem Recht, daß aus einer ewigen Mittlerrolle des Logos dem Vater gegenüber ganz offenbar ein Vorrang des Vaters abzuleiten sei. Die dialektischen Kunststücke der Schweizer und Heidelberger waren da machtlos. Eben das griffen die Antitrinitarier begierig auf. Die Tritheiten betonten mit den Calvinern gegen Stancaro, daß Christus auch als Gott (wie sie ihn verstanden) Mittler sein müsse; das beweise aber zugleich, fügten sie hinzu, seine Unterordnung auch als Gott unter den Vater. Sie hofften, die Schweizer würden sich den klaren Gründen Stancaros soweit fügen, daß sie, um ihn endgültig abzuschütteln, den Vorrang des Vaters einfach und unumwunden zugäben, um ihre Theorie von der göttlichen Mittlerschaft zu retten. Das würde dann den vollen Frieden bedeuten. Stancaros Meinung verabscheuten die Tritheiten nur, weil sie ihnen ein Hauptargument für den Vorrang des Vaters wegzog. Die Unitarier waren in derselben Lage; sie folgerten aus jeder Mittlerschaft die Unmöglichkeit der Gleichwesenheit; eben aus dem Charakter der göttlichen Mittlerschaft schlossen sie auf eine besondere Art des Gottseins in Christus.

Es heißt also den wahren Sachverhalt gerade umkehren, wenn man, wie es immer wieder geschieht, behauptet, die Leute um Blandrata, Pauli, Lismanino hätten die Lehre verfochten, nur der Vater sei im strengsten und eigentlichsten Sinne Gott, um so die Stancarosche Theorie gründlich und endgültig zu entkräften. An dieser dialektisch spitzfindigen Aufstellung Stancaros lag ihnen an sich gar nichts. Sie wurde nur wichtig gemacht, um die Lehre des Vativorrangs in der Gottheit leichter auszudrücken. Daß man dem Mantuaner wegen seiner zwecklosen Spekulationen und zornigen Übertreibungen, die in

---

<sup>18</sup> Kalvins Responsum ad Polonos contra Stancarum (1560; Opp. IX 333—342; vgl. 629). Responso ad Polonos de controversia mediatoris (1561; Calv. Opp. IX 345—358). Brevis admonitio ad Polonos (1563; Opp. IX 629—638). Epistola qua fidem admonitionis ad Polonos confirmat (1563; Opp. IX 641—659).

ihrer Grundton freilich orthodox waren, eine Häresie schlimmster Art vorwarf („insulsus sophista et rabula improbissimus“ nennt ihn Calvin höchst unliebenswürdig), war eine bedauernswerte Ungerechtigkeit. Aber Stancaró hatte seine Gegner durch den Vorwurf der Häresie in die höchste Wut versetzt. In Ungarn hatte er in einem Brief an die Großfürstin-Witwe Isabella (1558) gefordert, daß man seine Gegner samt ihren Büchern (Hetus, Davidis, Hebler) kurzerhand verbrenne, und zwar nach göttlichem, weltlichem und kanonischem Recht (Lampe, *Historia Eccles. Reform. in Hungaria et Transylvania* 106 ff.).

Ausnehmend lehrreich für den Stancaróstreit ist ein Brief *Lismaninos* an Iwan Karminski (Lubieniecicus, *Historia Reform. Polon.* II, VI 119 ff.). Lismanino, der Franziskanerprovinzial, Kommissar, Beichtvater der Königin Bona, dann Lutheraner und Kalviner, war damals, im Dezember 1561, Kryptoanhänger der Gribaldo-Gentilisschen Lehre, aber schwankend, unsicher, bald zum alten Dogma, bald zum Unitarismus geneigt; vor allem darauf bedacht, eine Einigungsformel für alle Parteien zu finden<sup>19</sup>. Zum Zwecke der Verteidigung gegen Stancaró verfocht er Kalvins Ansicht, der göttliche Logos sei schon vor der Menschwerdung Mittler beim Vater gewesen; das könne er aber nur sein, betonte Lismanino, wenn der Vater auch als Gott ihm übergeordnet wäre. „Ich sage und wiederhole“, so schreibt er in jenem Briefe (Lub. 122), „daß unsere Brüder niemals vom Stancarismus abrücken werden, wenn nicht ganz deutlich gezeigt wird, inwiefern der Sohn dem Vater gleich und inwiefern der Vater größer sei als der Sohn, bevor dieser Mensch wurde.“

Hier sieht man deutlich, wie diese neue, den Unitarismus vorbereitende Theorie, der Sohn sei auch als Gott geringer als der Vater, mit Gewalt gegen den Stancarismus vorgeschoben wurde, mit dem sie an sich nichts zu tun hatte. Der Stancarismus wurde überhaupt erst akut, als die von den Schweizern, vielen Lutheranern, zumal Melancthon, und den Heidelbergern aufgestellte, meist an Tertullian „*Adversus Marcionem*“ angelehnte, unbegründete Theorie von der Mitterschaft des Logos vor der Menschwerdung gegen Stancaró aufgeboten wurde. Josias Simler verkannte die wahre Sachlage vollkommen, da er in seinem leidenschaftlichen Buch gegen Stancaró diesem alle Schuld am Zwist zuschob. Für die Antitrinitarier war in erster Linie die gegen Stancaró aufgestellte Behauptung von

<sup>19</sup> Ich kann die apologetischen Versuche Wotschkes zugunsten Lismaninos nicht teilen, weil ich sie ganz schwach begründet finde.

der „ewigen Mittlerschaft“ bedeutsam, denn sie leiteten daraus ihre schon lange vorher feststehende These vom „Vorrang des Vaters“, auch innerhalb der Gottheit, ab. Das war der Angelpunkt. Stancaros rein menschliche Mittlerschaft Christi kam ihnen gelegen; nicht in sich, sondern um der Beweisführung Stancaros willen, „die göttliche Mittlerschaft bringe notwendig den Vorrang des Vaters mit sich“. Hier lag die Hauptsache.

Lismanino sprach niemals deutlicher, als da er in einer Rede, die wir gleich erwähnen, erklärte, wenn man ihm den Vorrang des Vaters einräume und von Personen in der Gottheit nicht spreche, lasse er jeden über den „Mittler“ behaupten, was ihm beliebt (Lub. II, VI 129). Dieser Ausspruch erhellt die wahre Sachlage deutlicher als alles diplomatische Gerede über den Stancarostreit.

Nun galt es aber, den metaphysischen Vorrang des Vaters so zu umschreiben, daß man mit gewissen Vorbehalten von einer „Gottheit“ des Sohnes sprechen durfte. Wenn es in jenem Brief Lismaninos an Karminski hieß, der Vater stehe nicht der Wesenheit, nicht der Macht, nicht der Ehre nach über dem Sohn, sondern nur dem Grund und Ursprung nach, so war das ja auch bekanntlich eine von Gribaldo-Gentilis mit Vorliebe gebrauchte Formel, die aber ganz anders als im Lehrgehalt der Orthodoxen gemeint war und einen Unterton hatte: es handle sich um keine numerische Einheit, sondern um eine Arteinheit; es handle sich nicht um eine Macht rein aus sich, sondern bei dem Sohn um eine Macht, die er vom Vater empfangen. Damit waren eine Menge Möglichkeiten der Deutung eröffnet, die alle auf der Linie des Unitarismus lagen.

Alles, was Lismanino und Blandrata auf den Synoden in Pinczow (1561), den beiden in Krakau (1561), in Książ (1562) und Pinczow (1562)<sup>20</sup> vorbrachten, war ein Versuch, vieldeutige Formeln zu finden, die schriftmäßig waren, aber nicht näher erklärt werden sollten; jedermann durfte seine Meinung darunter verbergen. Die Ausdrücke sahen orthodox aus wie der eben erwähnte Brief Lismaninos. Aber dieser selbst führte kurz darauf, 1561 auf der Krakauer Synode, in einer von Lubieniecki mitgeteilten Rede (S. 128) aus, man dürfe die gangbare Ansicht über den dreieinigen Gott nicht beibehalten. Auszumerzen seien die Ausdrücke Trinität, Hy-

---

<sup>20</sup> Zachorowski, Najstarsze synody arjan polskich (Die ältesten Synoden der poln. Arianer), Krakau 1922, S. 5 ff.

postase, Person, „communicatio idiomatum“; könne man das aber zur Stunde noch nicht durchführen, so möge man sie vorläufig dulden. Man begnüge sich am besten mit dem einen Gott; es sei nicht notwendig, in ihm Personen zu unterscheiden und damit mehrere Substanzen, oder, was dasselbe sei (!), mehrere Wesenheiten und Naturen aufzustellen. Überhaupt solle man in Gott in keiner Weise eine Teilung hineinbringen, nicht einmal eine Unterscheidung in der „Ökonomie“ der Gottheit (d. h. nach der Sprechweise der ältesten Kirchenschriftsteller in der Aufzählung verschiedener Phasen des Logos oder bestimmter Unterscheidungen innerhalb der Gottheit). Diese unerhört radikale Ansicht vertrat also Lismanino bereits im Jahre 1561. Die strengste unitarische Monarchie ist damit angedeutet, wenn nicht ausgesprochen. Aber noch 1563 behauptet er in einem Briefe an den Schweizer Wolff (Wotschke 187 ff.), er sei trinitarisch rechtgläubig wie Calvin. So begreift man denn, wie viele in Zürich diesem und den zahlreichen anderen scheinbar rechtgläubigen Briefen Lismaninos an die Schweizer sogar noch im Jahre 1564 nicht trauten. Bullinger und Wolff glaubten ihm nicht (Wotschke, Briefwechsel 181 ff.). Sie hatten ihre guten Gründe. Für uns heute ist ein Urteil sehr schwer. Man vergesse nicht, daß diese Zweideutigkeiten damals Sitte waren. So handelten und sprachen Gribaldo und Gentilis, Lelio Socini, Blandrata und Gregor Pauli.

Wir stehen hier an einer Grenze, deren Linie in der Entwicklung des Antitrinitarismus bisher stets übersehen wurde. Als unter den Tritheiten unversöhnliche Gegensätze entstanden, die ganz deutlich zu einer Leugnung der Präexistenz Christi und damit zum Unitarismus drängten, versuchte man zunächst eine Einigung auf der Basis des „Vorrangs des Vaters, auch v o r d e r M e n s c h w e r d u n g“. Wir haben darüber Lismanino gehört. Er und Blandrata einigten sich in diesem Punkte im April 1562 (Zachorowski S. 11). Inzwischen kam aber, von Blandrata berufen, Valentin Gentilis 1562 nach Polen und blieb dort wenigstens zwei Jahre. Die Tritheiten bekamen Mut, die Unitarier zogen ihre logischen Folgerungen aus Gentilis' Zweideutigkeiten, Lismanino aber sah bald ein,

daß die eben erzielte, sehr labile Übereinstimmung, die der kalvinischen Auffassung im Kernpunkt bereits widersprach, den Zwiespalt nicht aufhalte. Nun erfand er eine neue Theorie und verbreitete sie 1563 handschriftlich: „Brevis explicatio doctrinae de sanctissima Trinitate.“ Sie wurde erst 1565 gedruckt. Der Grundgedanke ist hier, daß man von einer numerischen und individuellen Einheit in Gott nicht sprechen könne. Der Vater, der Sohn und der Heilige Geist seien selbständige Wesen, von denen *z u s a m m e n* man sagen müsse, sie seien „ein Gott“; wobei aber *d i e s e s* eine göttliche Dreiein eine „indifferente“ Natur darstelle, die sie befähige, sich in jenen drei „Verschiedenen“ anders zu verwirklichen. So könne man, meinte Lismanino, die alten Ausdrücke beibehalten, man umgehe die Schwierigkeit der Tritheiten, man brauche nicht mehr den Vorrang des Vaters so stark zu betonen; alle Theorien lassen sich da unterbringen, wenigstens den Worten nach, auch die kalvinische. Alles liege da im schönsten Frieden. Lismanino sah nicht, daß er mit dieser These vom „indifferenten“ Gottsein die Lehre Adam Pastors aufnahm, Gott sei ein vieldeutiger Name, der sich auch in der Natur eines bloßen Menschen wahr machen könne. Die Unitarier gewannen damit eine Plattform, von der aus sie die Tritheiten leicht aus dem Feld schlugen. Die Ablehnung Lismaninos durch die entristeten Tritheiten schildert Radziwiłł in seinem Brief an Calvin (S. 16—26 der Hs in der Coll. Simler. in Zürich).

Lismanino, aufrichtig verlegen und verzweifelt über den wachsenden Zwiespalt in den protestantischen Kirchen Polens und Litauens, glaubte in seinem „indifferenten Gottsein“ des Rätsels Lösung gefunden zu haben, nachdem seine Einigungsversuche auf der Krakauer Synode (Mai 1562) und auf der Juniversammlung in Mordy gescheitert waren. In seinen Briefen eifert er noch 1564 (Wotschke 218 ff.) gegen Gentilis und die Pinczower Synode vom September 1563. Lismaninos Lösungsversuch war der denkbar ungeeignetste. Er verschwand 1566 mit seinem Urheber.

Auch Blandrata machte auf der Septembersynode in Krakau 1561 (Lubieniecki vermengt sie mit der Dezembersynode) verzweifelte Versuche, alle Formeln auf die Einfachheit des biblischen Ausdrucks („*primaeva illa simplicitas*“) einzuschränken (Zachorowski 8; Lubieniecki II, VI 127). Auf der Synode in

Książdz im März 1562 händigte er ein Glaubensbekenntnis aus, das aber erst auf der Pinczower Synode, April 1562, vorgelesen wurde. Ich kenne es leider nur in dem von Wengierski (Regenvolscius) überlieferten Auszug (Histor. eccl. Slavon. 86). Lubieniecki (130) schöpft aus Wengierski<sup>21</sup>. Auch hier gebraucht Blandrata möglichst einfache Formeln. Unangenehm berührt es, daß er einige philosophische Ausdrücke einmischte, obwohl ebendort eigens ausgemacht war, man dürfe nie über „essentia, generatio, modus procedendi“ reden (Zachorowski 10). Die Schweizer Reformierten sollten eingeschläfert werden. Diese ließen sich denn auch täuschen, ähnlich wie im Falle Lismanino. Aber nur vorübergehend. Denn die Forderungen Blandratas an Calvin waren merkwürdig genug: Calvin soll zugeben, Jesus sei der Sohn „des höchsten und großen Gottes“; über den „einen Gott“ soll er einfach ohne jede Erklärung reden (simpliciter, sine ulla interpretatione); wenigstens soll er sich mit dem schlichten Gotteswort und dem apostolischen Credo begnügen (Zachorowski 10).

Noch längere Zeit hielt man sich im antitrinitarischen Lager an die Methode, die Ausdrucksweise, von Zeit zu Zeit wenigstens, genau der orthodoxen anzugleichen, aber einen ganz anderen Sinn damit zu verbinden. Wer das übersieht, kann die Geschichte jener Tage nicht schreiben.

Ein deutliches Beispiel liefert uns Paul Statorius. Auf der Pinczower Synode vom Jahre 1561 erklärt er sich einer Meinung mit Blandrata.

---

<sup>21</sup> „Fateor me credere in unum Deum Patrem, in unum Dominum Iesum Christum filium eius, et in unum Spiritum sanctum, quorum quilibet est essentialiter Deus. Deorum pluralitatem detestor, cum unus nobis sit tantum Deus essentia indivisibilis. Fateor, tres esse distinctas hypostases, et aeternam Christi divinitatem et generationem: Et spiritum sanctum verum et aeternum Deum, ab utroque procedentem“ (!). — Diese Formulierung, nur dem Wortlaut, nicht dem Sinn nach orthodox, war nur Blandratas Spiel mit seinen Gegnern. Ein Kommentar zu diesem Bekenntnis müßte nach Blandratas wirklicher Meinung so lauten: Jeder, Vater, Sohn und Heiliger Geist, ist wesenhaft Gott; d. h. jeder besitzt die göttliche Natur, als eines der drei Individuen in der Gottart. Eine Mehrheit von Göttern gibt es trotzdem nicht, weil die eine göttliche Natur als solche (im abstrakten Sinn) unteilbar ist. Es gibt drei verschiedene göttliche Hypostasen, die aber dem Rang nach gesondert sind; nur der Vater ist ein Wesen aus sich; der ewige Sohn erhält seine Gottheit vom Vater mitgeteilt. Der Heilige Geist geht als wahrer Gott, d. h. als Gottesliebe, vom Vater und Sohne aus. Calvin hätte hier alles abgelehnt, wenn er Blandratas Sinn gekannt hätte.

Wir sind, sagt er, doch unmöglich Ketzer, wenn wir an den Vater, Sohn und Heiligen Geist glauben<sup>22</sup>. Darauf folgt der schwer verständliche Satz: „Nondum quaerit [lies: quievit]<sup>23</sup> illa de Spiritu S<sup>o</sup> invidia, quam malus ille Demon mihi concitaverat, sed ego in bona mea conscientia acquiesco.“ Diese hier dem Teufel zugeschriebene Mißgunst wegen des Heiligen Geistes war doch nicht so unbegründet, wenn man sich nur erinnert, daß Statorius bereits 1559 an der Gottheit des Heiligen Geistes zweifelte und bald nach jener Pinczower Synode gemäß dem Zeugnis des gut unterrichteten Budzinski lehrte, der Heilige Geist sei keine Person, sondern nur eine Gabe Gottes an die Gläubigen, von der Christus mehr als die anderen empfangen habe (Lubieniecki III, VII 209). Noch 1560 gibt er aber in seinem Werk gegen Stancaro vor<sup>24</sup>, ganz rechtgläubig über die Dreieinigkeit zu denken.

Diesen Übergang vom Tritheismus zum Unitarismus sieht man gut ausgeprägt in einer bisher in ihrer Wichtigkeit nicht erkannten Rede des Hieronymus Piekarski auf einer Brester Synode bereits im Dezember 1558 (Lubieniecius II, VIII 144 ff.). Er war Anhänger des Tritheiten Goniądz. Aber an der Präexistenz des Wortes liegt ihm offenbar sehr wenig. Die Lehre vom dreieinigen Gott müsse man vor allem verwerfen, beantragte er. Das älteste Christentum kannte sie nicht. Gleichwesenheit des Vaters, die zwei Naturen in Christus, ihre Verbindung in einer Person, die *Communicatio idiomatum*, die Tätigkeit der Dreieinigkeit nach innen und außen und andere unzählige Dinge seien abzulehnen. Alles das konnte jeder strenge Unitarier später unterschreiben. Aber in dieser Rede offenbart sich auch jener Grundsatz, der sich wie ein roter Faden durch den ganzen Antitrinitarismus hindurchzieht und im berühmten Brief Radziwills an Calvin seinen klassischen Ausdruck fand, es helfe nichts, wenn man die römische Kirche nur in ihren peripheren Dogmen angreife, die Hauptdogmen aber unangetastet lasse. Gerade diese müsse man entwurzeln, um die katholische Kirche zu vernichten. Seit Servede wurde diesem Motiv die stärkste Bedeutung beigelegt. Goniądz und Piekarski, Statorius und Gregor Pauli, Blandrata und Davidis, ja fast alle stellen es als ein Axiom der

<sup>22</sup> Brief an Remian Chelmski (Zachorowski 6).

<sup>23</sup> Bei Lubieniecius II, VIII 149 und III, VII 209 steht „venit“. Die richtige Lesart steht bereits in der Epitome des Stoinius (Sand 185).

<sup>24</sup> *Brevis Apologia Petri Statorii Galli ad diluendas Stancari cuiusdam calumnias* ... Fol. A7-B6.

religiösen Bewegung hin. So ist es auch psychologisch zu verstehen, daß sie den vollen Umsturz aller Hauptdogmen geradezu als Lebensbedingung der Reformation hinstellen<sup>25</sup>.

Die Linie „zwischen Dreigott- und Eingottsystem“ erkennt man auch deutlich im Reden und Schreiben eines Schülers Goniądz', Gregor Pauli.

Man erhält zunächst ein außerordentlich ungünstiges Bild von diesem Tritheiten und späteren Unitarier aus den von Wotschke veröffentlichten Briefen. In einem Schreiben an Heinrich Bullinger aus dem Jahre 1557 (Wotschke 59 ff. Nr. 96) meldet Lismanino, Gregor Pauli stimme in allem mit den Züricher und Genfer Kirchen überein. Pauli war aber schon damals wenigstens schwankend geworden und neigte mit Goniądz zum Tritheismus. Die Züricher machten erst seit 1560 energisch gegen die polnischen Antitrinitarier Front. Bullinger schreibt am 27. Mai an Uchanski (ebd. 108 ff. Nr. 189), man müsse Blandrata, Servet und die Servetianer wie eine Pest betrachten. Aber am 1. Oktober desselben Jahres berichtet noch Pauli an Kalvin über seine Gegnerschaft zu Stancarus und gibt sich den Schein der Rechtgläubigkeit (Opp. Calv. XVIII 3355). Und noch 1562 spielt er den Reformierten in einem Brief an Bullinger (Wotschke a. a. O. 147 Nr. 248); also in dem Jahr, da er an seiner radikal antitrinitarischen „Tabula Trinitatis“ schrieb.

Erst am 17. November 1562 beginnt er, Farbe zu bekennen in einem Brief an die Züricher (Opp. Calv. XIX 3877). Inzwischen hatte er aber bereits in zwei Reden am 14. Juli 1562 seine Meinung, freilich außerordentlich unklar, ausgedrückt (Lubien. II, VII 133—138 und 139 f.). Liest man beide Reden unbefangen, so gewinnt man den Eindruck, daß Gregor Pauli damals bereits vom Tritheismus zum Unitarismus langsam übergang. Er behauptet, daß die Dogmen von drei Personen in einer göttlichen Natur, von zwei Naturen in einer Person und „unendlich viele andere Dinge“ den Aposteln unbekannt

<sup>25</sup> Piekarski bei Lubien. 146: „Audistis quas papatus reliquias nos in articulo de Trinitate et Paedobaptismo retinere Petrus Gonesius vobis demonstravit.“ Die Tritheiten kämpften nicht um Worte, sondern um das Wesen der Sache, die sie verwarfen. So in stärksten Ausdrücken Goniądz (bei Lubien. II, VIII 145 ff.). Radziwiłł an Kalvin: „Ex his et similibus doctrinis inferre et concludere conantur, totam doctrinam in Papatu, etiam de hoc fidei nostrae fundamento, fuisse corruptam, nihilque intactum reliquisse Antichristum, quod tetris et horrendis ille abominationibus non contaminaret, non pollueret, non profanaret“ (nicht nach dem Druck, sondern nach der Originalabschrift in der Zür. Coll. Simler. S. 12 unten).

gewesen seien. Von der Präexistenz Christi rückt er ab. Christus ist für ihn der vom Heiligen Geist Gesalbte, der Auferstandene, der zur Rechten Gottes sitzt. Der Vater sei Ursprung auch der Gottheit des Sohnes. Der Sohn sei vergöttlicht (deificatus). Das sei genug. Diese ganze Ausdrucksweise konnten auch die späteren Unitarier beibehalten. Was Gregor auf der Petrikauer (Piotrkower) Synode 1565 hinzufügte (Lubien. 202 ff.), ist nichts als eine kühne Sprache. Aber alle Ausführungen der Antitrinitarier auf dieser Versammlung (Zachorowski 16—24) zeigen einleuchtend, daß auf die Präexistenz Christi gar kein Wert mehr gelegt wurde. Der Unitarismus war tatsächlich von selbst auf dem Marsche.

Genau denselben Eindruck gewinnt man, wenn man die Werke Paulis, die Bock wohl mit Recht mit dem Jahre 1562 beginnen läßt, zu Rate zieht. Freilich darf man nicht sein erstes Buch „Tabula de Trinitate“ identifizieren mit seiner polnischen Schrift „Ukazanie y zborzenie wszystkich wiar od ludzy rozmaitich, o Bogu y o synu iego nawymislanich, przez prawdziwe proste y iasne wyznanie z pisma swiętego Prorockiego y Apostolskiego, zebrane“ usw.<sup>26</sup> Hier erscheint Christus als bloßer Mensch, der von jeher vom Vater vorhergesehen ward. Christus ist nur ein heiliger Mann, weder Gott, noch von Ewigkeit her, noch vor der Welt (100—202). Ganz und gar also die Lehre Adam Pastors. Auch über den Heiligen Geist spricht er nach Pastors Weise (202—210)<sup>27</sup>. Die „Tabula“ war noch tritheistisch; dieses Werk ist ausgesprochen unitarisch. Es wird kaum vor 1565 erschienen sein; haben wir doch noch nach Bock II 56 einen handschriftlichen Brief Blandratas an Gregor Pauli, in dem er ihn vom Tritheismus zum Unitarismus zu bekehren sucht; der Brief ist vom 30. November 1565.

Von einem selbständigen Forschen Gregors kann schwerlich die Rede sein. Auch seine Sammlungen von Schrifttexten im 2. Teil der polnisch

<sup>26</sup> „Erweis und Vernichtung aller Glaubensartikel, von verschiedenen Menschen über Gott und seinen Sohn erdacht, durch das wahre, einfache und klare Bekenntnis aus den Heiligen Schriften der Propheten und Apostel gesammelt.“

<sup>27</sup> Bei den Büchern Paulis muß man sich immer noch an Bocks Hist. Antitrin. I 597 ff. halten, weil er vieles einsah, was heute kaum mehr zugänglich ist.

geschriebenen Schrift „Erklärung einiger Stellen des Alten und des Neuen Testamentes“ usw. sind die bekannten, altüberkommenen. Immerhin erinnern sie uns an die Tatsache, daß die sozinianischen Schriftdeutungen nur altes Erbgut sind. Im allgemeinen kann man wohl sagen, daß Pauli ein unbedeutender Mann war, der aber laut und unermüdlich viel Aufhebens von sich machte.

Ihm überlegen, aber ruhiger, bescheidener war J a n K a z a n o w s k i (Casanovius). Seine wohl auf Ochino und vielleicht auf Adam Pastor zurückgehenden Sammlungen von Bibeltexten, die er im antitrinitarischen Sinn deutet, erschienen dem damals besten Kenner des „Pinczowianischen“ Schrifttums, Frycz Modrzewski, als ausnehmend brauchbar (Sylvae I 6 S. 55). Der Titel des Buches wird nicht genannt. Casanovius schrieb lateinisch, und wurde so in der Schweiz und in Paris bekannt. Genebrard eifert gegen Kazanowskis ersten Brief an Calvin (ebd. 186 ff.)<sup>28</sup>, weil er die Echtheit des Athanasianischen Symbols bezweifelte. Zanchi erwähnt, daß Kazanowski in einem Buch, das er nicht eingesehen (wohl das eben genannte), den Namen Jehovah nur auf den Vater angewendet wissen wolle (De tribus Elohim, Ed. 2, 679 b).

Ausführlich befaßt sich mit Kazanowski Josias Simler in seinem Werk *De aeterno Dei Filio et Servatore nostro Iesu Christo et de Spiritu Sancto...*, 1568 und 1582. Ganz klar ausgeprägt hat schon Kazanowski die später bei den Unitariern allgemein üblichen Formeln: die Anrufung des Namens Jesu beweise nicht seine Gleichheit mit dem Vater, sondern nur die Machtmitteilung<sup>29</sup>. Er stellt auch einen Übergang dar vom Tritheismus zu den Unitariern. In einem Antwortschreiben an Radziwiłł vom März 1565 (Wotschke 232 ff.) führen die Züricher diesen Casanovius an. Es handelt sich um

<sup>28</sup> Gemeint ist die um 1563 erschienene Schrift: „Contra Calvini brevem admonitionem ad Fratres Polonos et contra Calvini epistolam, qua fidem admonitionis apud Polonos confirmat.“

<sup>29</sup> Simler (1582) 199 b: „... addit [Casanovius] veteres in primitiva ecclesia, Stephanum et alios non ideo Christi nomen invocasse, quod scilicet unum ac eundem cum Patre Deum Christum credidissent, sed eos non ignorasse Christo omnem potestatem cum in caelo tum in terra datam iam ab initio fuisse et nomen super omne nomen, in quo omne genua flecti oporteat, donatum esse.“ Vgl. Zitate aus Kaz. bei Simler 197 b, 198 a und b, 201 a.

dasselbe lateinische Buch gegen die Dreieinigkeit, das Simler anführt; auf Blatt B 5 und B 7 leugne Kazanowski, daß man den Sohn einschließe, wenn man den Namen „Gott“ nenne. Er scheint also mehr in unitarischer Weise den Namen „Gott“ in vielfachem Sinne zu nehmen; denn daß Christus Gott sei, leugnet er nicht.

Radziwill war am 28. März 1565 gestorben. In seinem Brief an Calvin und in zwei anderen an die Züricher Theologen (Wotschke 225—232, Nr. 328 f.) betont er scharf, wie Calvin durch seine Mahnbrieife schwere Unruhe gebracht, da seine Anhänger von ihm wie von einem delphischen Orakel und einer Stimme aus Himmelshöhen sprechen. Auf kritische Köpfe habe das einen Rückstoß geübt. Aber Radziwill war rückständig in seinem Gegenwartswissen. Er wußte nicht oder wollte nicht wissen, daß die Gribaldo-Gentilisten, denen er mit einigem Vorbehalt anhängt, im Kampfe mit den Unitariern damals schon langsam zu unterliegen begannen. Ein Brief Blandratas an Gregor Pauli (Wotschke 263—268, Nr. 348) zeigt uns den italienischen Arzt mitten im Übergang vom Gentilismus zu den Theorien Adam Pastors: Christus reiner Mensch, ohne göttliches Vorleben, nur als Davidsohn Gottessohn, aber dennoch Gott und Mensch; vielleicht nicht Gott seiner Natur nach, sondern nur durch Mitteilung der Allmacht („omnipotens factus“ 265). Blandratas theologischer Dilettantismus fällt hier besonders auf. Man steht mitten in einer flüssigen Terminologie und in einer heillosen Begriffsverwirrung. Aber was Blandrata hier tastend für sich suchte, war bereits von anderen mit fester Hand ergriffen worden.

#### 4. Der Sieg des Neuunitarismus.

Der Übergang vom Tritheismus zum Unitarismus vollzog sich überraschend schnell zwischen 1560 und 1568. Viele günstige Umstände kamen zusammen. Die Verbreitung der Schriften Servets, Ochinos Dialoge (1563), sein Besuch in Polen (1564), wobei er natürlich offener sprach als in seinen Büchern, die zwei Erklärungen zum Prolog des Johannes-evangeliums von Lelio und Fausto Socini (1562), der Umlauf der Manuskripte Lelios (seit 1563, bald nach seinem Tod), der Übergang vieler Tritheiten zum Ditheismus, das allgemeine Bekanntwerden der Schriften Adam Pastors um dieselbe Zeit, Parutas unitarische Thesen, die Erkenntnis, daß Servedes und Ochinos Beweisarsenal dem Unitarismus förderlicher sei als den Tritheiten, zwingende logische Folgerungen aus den Vordersätzen der Gribaldo-Gentilisten, die sich immer deut-

licher als philosophisch und theologisch unhaltbar erwiesen<sup>30</sup>: alle diese Umstände zusammen erschütterten den Dreigottglauben bedeutender Tritheiten. Der Sieg der Unitarier erfolgte automatisch. Man suchte den unvermeidlichen Bruch durch die Formel vom „Vorrang des Vaters ohne Kommentar“ zu verdecken. Ein unnützes Beginnen.

So erhebt sich denn zuerst die wichtige und bisher noch niemals richtig gelöste Aufgabe, den klaren Übergang vom Trithemismus eines *G r i b a l d o* und *G e n t i l i s* (Alciatus wurde vor Pauli eifriger Unitarier) zum Unitarismus zu finden. Schon in seinen ältesten Schriften verfißt Gentilis die Ansicht seines Lehrers Gribaldo, „daß der Vater allein jener eine Gott ist, der in der Schrift der eine und alleinige Gott genannt wird“<sup>31</sup>. Die ganze übrige Theorie von den drei Geistern (*spiritus*), die der Ordnung, der Würde, der Wesenseigentümlichkeit nach verschieden sind (ebd. Nr. 7), deren jeder aber Gott ist, bei denen Person und Individualwesen in jedem der drei zusammenfallen, während sie in der Artnatur eins sind (4 5 6), hängt logisch an der ersten Voraussetzung, aus der man aber noch leichter die *u n i t a r i s c h e* *T h e s e* *u n m i t t e l b a r* ableiten kann und muß. In einem zweiten Lyoner Druck (S. 15) und in der handschriftlichen Abhandlung (fol. 44; in unserer Streitschrift S. 40 ff., Kap. 17 f.) wird der von den Unitariern unzählige Male wiederholte Satz eingepreßt, der Grundpfeiler des Lehrgehaltes, daß sowohl die „Person“ des Vaters als die innergöttlichen Relationen häßliche „Larven“ und wesenlose Gespenster seien<sup>32</sup>.

---

<sup>30</sup> Im *Dial. II 46* lehnt Ochino die neueren Tritheiten vollkommen ab. „Ista opinio non solum defendi, sed ne cogitari quidem potest, utpote quae ipsa secum pugnet. Nam generans producens prima persona secundam, aut de nihilo generat aut de aliquo. Si de nihilo, erit omnino creatura ideoque non Deus, sicut ipsi volunt, licet verbis negent, plures esse deos.“ Wenn aber der Vater aus sich zeugt, so folgt das „Homousios“.

<sup>31</sup> *Valentini Gentilis iusto capitis supplicio Bernae affecti brevis historia... Auctore D. Benedicto Aretio... Genevae 1567.* Die Exzerpte aus Gentilis' Schriften, *Antidota* (in Lyon gedruckt), ein Manuskript gegen die Trinität, antitrinitarische Oden, ein italienisches Buch über die Menschwerdung. Vgl. Aretius S. 13 u. 15 ff. cap. 4 f. aus der Lyoner Druckschrift.

<sup>32</sup> „... tripartitum et in alium transformatum Deum Patrem sterilem, otiosum, ignotum Deum“ (esse).

Ähnlich spricht Gentilis in zwei Bekenntnissen, die er den Genfern vorlegte und die in vollem Widerspruche stehen zu der von ihm am 18. Mai 1558 unterschriebenen, aber niemals geglaubten Confessio. Der Vater sei die einzige Gottwesenheit als solche. Das Wort, der Sohn, sei „wahrer Gott“ „mit Ausnahme der Eigentümlichkeiten und Unterschiede“; er werde aber nicht als „diabolische Person“ gezeugt, sondern als ein Gottwesen<sup>33</sup>. Die orthodoxe Lehre führe dagegen zu einer Vierpersönlichkeit. Hier ist der Verbindungspunkt ganz durchsichtig. Die Unitarier machten ganz folgerichtig aus den „*proprietas sive distinctiones*“, die den Vater vom Sohne unterscheiden, eine Gottwesenheit, die nicht mittelbar sei; damit fiel die Präexistenz als zweckloses, ja unmögliches Vorleben des Menschen Christus. — Gentilis verbesserte sich, nahm von Zeit zu Zeit alles zurück, so auch wieder Ende August desselben Jahres; aber seine wahre Ansicht und seine Abhängigkeit von Grialdo waren den Richtern klar.

Alle Folgerungen, welche kurz nachher die Unitarier zogen, sah bereits Calvin ganz klar (ebd. 32 ff.). Im Sohne sei nach dieser Theorie keine Gottwesenheit, sondern nur eine geschaffene Natur; es sei eine Art Apotheose. — Gewisse Sätze Grialdo-Gentilis', die Calvin (ebd. 39 ff.) anführt, zeigen die unitarische Linie noch deutlicher. Zwei unendliche Wesen sind unmöglich (I und XXII). Nur der Vater ist der eine Gott, ursachlos, ursprunglos (VII), er allein ist aus sich (VIII). Der Vater allein ist der Substanz nach unendlich. Aber beide, Vater und Sohn, haben dieselbe unendliche Macht und Vollkommenheit (XXIV)<sup>34</sup>. Die Unitarier gaben die unmögliche Unterscheidung zwischen Substanz und Wesen, Unendlichkeit und Vollkommenheit auf und behielten nur die Gleichheit der Macht.

Um die Präexistenz und das Gottsein des Logos zu halten, verteidigten Grialdo-Gentilis unentwegt den Satz, daß der Sohn vom Vater nur das Sosein durch Zeugung habe, nicht das Dasein; daß aber Vater, Sohn und Geist drei real verschiedene geistige Substanzen seien, desselben Wesens, derselben Artnatur, und daß man die Fülle der Gottheit, also die Gottesnatur selbst, als die eine Gottwesenheit bezeichnen müsse; diese sei aber verschieden von dem einen Gott selbst, dem einen Jehovah<sup>35</sup>. Alles das führte zu einer Art Tritheismus, den die Uni-

<sup>33</sup> Valentini Gentilis teterrimi haeretici impietatum ac triplicis perfidiae et periurii brevis explicatio, ex actis publicis senatus Genevensis optima fide descripta . . . . Genevae 1567. Die obigen Zitate S. 3—7 der neuen Paginierung nach der Praefatio.

<sup>34</sup> Genau dasselbe Bild von Grialdo erhalten wir aus der Polemik Simlers *De aeterno Dei Filio* . . . 1582, 265 ff. und aus den von Trechsel (II 277 ff.) veröffentlichten Briefen und Dokumenten (auch 460 ff.).

<sup>35</sup> Ebd. XI: „Aeterna *λόγου* substantia, principium et originem habet a Deo, quatenus genita ac distincta sit, non quatenus sit. Non enim est ex nihilo creata, aut de aliqua non extante materia facta, sed de immensa substantia illius summi Dei genita.“ XX: „Genitus a genitore substantiali numero differt, non potestate, sententia, aut diversitate

tariet verabscheuten. Unmittelbar brauchbar waren dagegen für sie Sätze wie: „Wer immer nach der Geburt der Jungfrau das ewige Wort vom sichtbaren Christus gesondert betrachtet, stellt notwendig zwei Söhne auf, von denen der eine unsichtbar und leidensunfähig ist“ (XXVI). „Der Vater ist keine Hypostase und keine Person in dem einen Gott, sondern nach dem Zeugnis des Apostels jener eine Gott, aus dem alles“ (VI).

Schon Wigand hat in seiner Abhandlung „De Deo contra novos Arianos“<sup>36</sup> erkannt, daß die Tritheiten allmählich bereits die göttliche Natur auf die Macht zurückführen, während das Wesen gleich sei „der Natur zusammen mit der Individualität“.

Es bedurfte also nur eines geringen Nachdenkens, um aus dem Tritheismus oder gar Ditheismus heraus zum Unitarismus fortzuschreiten. Ein Umschwung, der sich im Osten um so reibungsloser vollzog, als die ersten polnischen Tritheiten, wie wir gesehen haben, an Gribaldos und Gentilis' Spekulationskünsten wenig Gefallen fanden und sich auf die „Einfachheit“ der Begriffe und Texte zurückzogen. Das wurde noch mehr betont, als durch die Parczower Edikte des polnischen Königs Sigmund August vom 7. August 1564 die „ausländischen Häretiker“ Polen verlassen mußten und religiöse Neuerungen, unter denen man praktisch nur Antitrinitarier und Anabaptisten verstand, verboten wurden. So war denn große Vorsicht und Verstellungskunst zur Forderung des Tages geworden. Vor solchen Ausweisungsmaßregeln fürchteten sich die Tritheiten, Ditheiten und Unitarier Polens schon lange. Das war ein Hauptgrund, weshalb sie sich hinter mehrdeutigen Formeln verborgen hatten und noch in den nächsten Jahren verschleiert, freilich auch unaufrichtig, sprachen.

Mit den Parczower Dekreten nahm man es aber nach den Vorstößen des ersten Eifers nicht streng. Die Verbannung der italienischen Antitrinitarier hatten die Kalviner beim König betrieben, während der Nuntius Commendone im Einver-

---

naturae.“ XXIX: „Nisi Pater, Filius et Spiritus tres essent intelligentes substantiae eiusdem naturae, falso consubstantiales dicerentur.“ Also eine an die Orthodoxie angelehnte Sprechweise mit einem anders unterlegten Sinn.

<sup>36</sup> In dem zitierten Werk als „liber secundus“ (!) bezeichnet. S. 76—100.

nehmen mit dem Kardinal Hosius Partikulardekrete grundsätzlich mißbilligte, weil er nur Allgemeinmaßregeln für richtig hielt. So war der Beschluß von 1564 das Ergebnis einer überschaulauen Staatskunst<sup>37</sup>.

Bereits im März und April 1565 kam es übrigens auf dem Sejm und der darauffolgenden Synode in Piotrkow zum endgültigen Bruch zwischen den trinitätsgläubigen Protestanten und den Antitrinitariern aller Richtungen (Zachorowski 16 ff.; Lubieniecki 201—207). Damit nahm die religiöse Verwirrung so zu, daß die nach der Schweiz schreibenden kalvinischen Polen die Lage in düsteren Farben schildern (Wotschke, Briefw. Nr. 294, 323, 342, und später 368; vgl. 352 [Zanchi an Bullinger]). Kaum hatten sich aber die antitrinitarischen Gruppen etwas zusammengeschlossen (1565), als bereits im Juni desselben Jahres die litauischen und polnischen Antitrinitarier miteinander in den heftigsten Streit über die Kindertaufe gerieten. Auf der Synode zu Brzezine (Juni 1565) und Węgrów (Dezember 1565) kam es zu keiner Einigung (Zachorowski 24 ff., Lubien. 177 und 179—184). Man wechselte streitbare Briefe (Lubien. 185—189). Über dieser leidenschaftlichen Polemik trat die Trinitätsfrage etwas in den Hintergrund. Eine Rückkehr zur alten Kirche setzte ein (Commendone, Korresp. mit Karl Borromeo; poln. Übers. v. Malinowski 1851, II 167 212 315. Hosius Opera II 219). Obwohl damals (1565) schon der Tritheismus am Schwinden und der Unitarismus am Vordringen war, sahen die Zeitgenossen, z. B. Frycz Modrzewski, die wahre Sachlage falsch, als wären die Verteidiger der Präexistenz Christi die ersten auf dem Plan. Der einfache Grund dieser Täuschung war, daß sie weniger das Leben als das Schrifttum beobachteten; hier standen die Tritheiten und Ditheiten noch im Vorrang. Aber seit 1567 war kein Irrtum mehr möglich. Blandrata und Alciati schreiben an Gregor Pauli, um ihn von der Lehre des Vorlebens des Logos abzubringen. Es war kaum mehr nötig. Die Unitarier nennen sich zwischen 1562 und 1572 einfach die „Christen“, im Gegensatz zu den „Evangelischen“. Der uns das berichtet, der alte Andreas Lubieniecki (1623), kannte

---

<sup>37</sup> Vgl. Berga, Pierre Skarga, Paris 1916, 122—147.

elf verschiedene Sekten der Antitrinitarier in Polen und noch sechs andere religiöse Gruppen <sup>38</sup>.

Ein merkwürdiges Bild ergibt sich aus den antitrinitarischen Synoden der Zeit. Auf der Synode in Belżyce (März 1569) saßen unter den Tritheiten Kazanowski, Farnowski, Falconius; dagegen finden wir „Petrus Gonesius“ auf der Bank der Unitarier (!) neben Gregor Pauli, Schomann, Czechowic, Budny, Krowicki, Witrelin (Zachorowski 28). Auf der Synode in Pielesznice, ein Jahr vorher, war Martin Czechowic mit Goniądz, Tarnowski und Wisniowski eifriger Verteidiger der Präexistenz Christi. Und gerade des Gonesius Schüler zeichneten sich durch ausnehmende Starre und Schroffheit aus. Die Unitarier selbst beklagen sich erregt über die leidenschaftlichen Angriffe eines Iwan Karminski und Stanislaus Farnowiusz (Lubieniecki III, VIII 216 ff.).

Über des Farnowiusz Heidelberger Aufenthalt und seine dortige antitrinitarische Gemeinschaft ist einiges wenige bekannt <sup>39</sup>. Seine antitrinitarischen Ansichten wird er bereits aus Polen nach Heidelberg gebracht haben. Unter den Zweigottleuten erscheint er auf den antitrinitarischen Synoden in Lancut und Skrzynno (1567), vor allem aber tritt er im März 1569 zu Belżyce hervor. Lärmend und unversöhnlich eifert er gegen die Unitarier. Er allein will recht haben, obwohl er ganz eigenartige Sonderansichten vertritt. Man hat es offenbar mit einem Psychopathen zu tun. In seinem 1573 am 1. Januar erschienenen polnischen Buch „Über die Erkenntnis und das Bekenntnis des allzeit einen Gottes, aller Dinge Schöpfer, und seines einzigen Sohnes, durch den alle Dinge sind, und des einen göttlichen Geistes, durch den wir, die Bekehrten, rufen: Vater“ usw., tritt er für eine möglichst wörtliche Schriftdeutung ein. So nimmt er die Präexistenz des Logos an, weil der Johanneische Prolog und Joh. 8, 28 das wörtlich sagen (S. 100—127). Der Heilige Geist ist nicht anzubeten, weil das nicht wörtlich in der Schrift zu lesen ist; er ist aber abgesondert und persönlich, weil er in der Taufformel in einer Linie mit den zwei anderen Personen genannt wird und als Taube sichtbar erscheint (170 ff. 193). Farnowiusz steht ganz auf den Schultern Servets,

<sup>38</sup> Im St. Petersburger Mskr. seines Werkes *Polono-Eytychia*; bei Merczyng, *Polnische Deisten und Freidenker* (6—15).

<sup>39</sup> Vgl. Curt Horn, *Joh. Sylvan und die Anfänge des Heidelberger Antitrinitarismus* (*Neue Heidelb. Jbb* 17 [1913] 219 ff.). Was aber hier über die Anfänge des Antitrinitarismus — Servet, Gribaldo, Alciati, Gentilis — (220 ff.) erzählt wird, ist eine geschichtlich unhaltbare Konstruktion.

Ochinos, Gentilis', Goniądz', gefällt sich aber in einer naiv-populären Gewandung.

Nach der Synode in Belżyce kam es bei „mehrjährigen“, genauer dreijährigen (1569—1572) Verhandlungen der verschiedenen antitrinitarischen Gruppen in Raków zu den heftigsten Auseinandersetzungen. Wir haben Nachrichten darüber in Georg Schomanns „Testamentum ultimae voluntatis“ (Sand 195 und in jenem Ms der Polono-Eytychia [Merczyng 14]). Schomann und Lubieniecki waren Augenzeugen. Man nannte sich gegenseitig, wie Schomann berichtet, „Pharisäer, Sadduzäer, Juden, Atheisten“. Es wäre zum vollen Bruch gekommen, hätte nicht „Simon der Apotheker“ (so von Schomann genannt) und ein gewisser Konenberg, als zweiter „Esdras“ (Schomann), die streitenden Parteien beschwichtigt und versöhnt. Die bedeutendsten Ditheiten waren inzwischen zur Leugnung der Präexistenz des Logos fortgeschritten und schrieben darüber. Die Nachrichten, daß Goniądz noch nach 1570 gegen diese Dreigott- und Zweigottleute eine oder mehrere Schriften gedruckt habe, sind ganz unzuverlässig.

Praktisch hatten die Dreigottleute wenig mehr zu bedeuten; nur literarisch lebten sie noch einige Jahre fort.